

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die *Louuer* Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mra 1.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Januar 1887.

Inhalt: Der Kongo einst und jetzt. — Nach Bombay. — Der hl. Franz Xaver in Japan. — Nachrichten aus den Missionen: China; Annam; Hinterindien; Vorderindien; Nordamerika; Oceanien. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Der Gefangene des Korfaren.

Der Kongo einst und jetzt.

1. Der Strom.

Don den drei Meeren, welche Afrika umschließen, führen drei gewaltige Ströme in das an Quellen und Seen reiche Herz des dunkeln Erdtheils: vom Mittelmeere der Nil, vom Indischen Ocean der Sambesi und vom Atlantischen der Kongo. An Länge seines Laufes ist der Nil der Fürst, an Menge des Wassers der Kongo; die Länge des Nillaufes beträgt in runder Zahl 5600 km (Kilometer), die des Kongo etwa 4800 km; aber während der Nil dem Mittelmeere in der Sekunde nur 8500 cbm (Kubikmeter) Wasser zuführt, ergießt der Kongo jede Sekunde 54000 cbm in den Atlantischen Ocean, also in einer Stunde in runder Zahl 200 Millionen cbm (200 Milliarden Liter) Wasser. Er übertrifft dadurch den Mississippi (24000 cbm) um mehr als das Doppelte und wird überhaupt von nur zwei Strömen unserer Erde, vom Yangtsekiang in China und vom Amazonenstrom in Brasilien, welcher in der Stunde nahezu 300 Millionen cbm ergießt, an Wasserreichtum übertroffen. An seiner Mündung mißt der Kongo 3—400 m Tiefe; 100 km weit in den Ocean hinaus ist sein Wasser mit dem Seewasser noch unvermischt.

Die Quelle dieses Riesenstromes haben wir in den Bergen zu suchen, welche den Bangweolsee (oder Bembafee) halbmondförmig im Süden und Osten umschließen und die Wasserscheide des Sambesi und Kongo bilden. Im Süden und Osten fließen die Bäche dem Sambesi zu, im Norden und Westen dem Kongo. Als der Hauptquellfluß des letztern wird der Schambesi genannt; er nimmt eine Menge wasserreicher Bäche

auf, strömt in südwestlicher Richtung durch mehrere kleinere Seen und ergießt sich in das erste große Sammelbecken des Bangweolsees, an dessen sumpfigen Ufern Livingstone am 1. Mai 1873 den Tod fand. Der Spiegel dieses Sees liegt noch immer 1124 m über dem Meere; er hat eine Oberfläche von etwa 22000 qkm (Quadratkilometer). Nach dem Austritte aus diesem gewaltigen Becken strömt der Fluß unter dem Namen Kuapula etwa 400 km in nördlicher Richtung und erreicht einen zweiten See, den Moero-Okata (oder Mweru), welcher eine Oberfläche von 2000 qkm einnimmt (der Bodensee hat nur 540 qkm). Wenn der Fluß diesen See verläßt, ist er schon zum Strome geworden und wird nun von den Uferbewohnern Qualaba genannt. Er durchströmt jetzt in vorherrschend nördlichem, dann allmählich nordwestlichem Laufe etwa 1000 km, bis er unter dem Aequator in einem weiten Bogen über Norden nach Westen und wiederum über die Gleichertlinie zurück nach Südwesten biegt, und so, nachdem er vom Austritte aus diesem See bis zu seiner Mündung einen riesigen Halbkreis beschrieb, endlich den Atlantischen Ocean findet. Etwa in der Hälfte seines Laufes vom Moerosee bis zur ersten Aequatorkreuzung erreicht der Strom den wichtigen Marktplatz Nyangwe, den Hauptort von Mangema, wo Stanley seine berühmte Flußfahrt antrat. Dort, etwa 2000 km von seiner Quelle, mißt der Qualaba bereits 1½ km Breite. Kurz bevor er den Aequator erreicht, bildet er eine Reihe von gefährlichen Stromschnellen, jetzt die Stanleyfälle genannt, und beginnt dann, ein majestätischer Strom, ruhig dahinwogend, seinen Mittellauf. Von rechts und links bringen ihm gewaltige Seiten-

flüsse ihre Wasser; von Norden namentlich der Mburu, der Aruwimi, Ukere, Bangala und Kunja, von Süden neben vielen andern der Kassai, dessen ausgedehntes, durch zahllose Nebenflüsse gebildetes Wasserneß in den letzten Jahren von deutschen Forschern durchstreift und theilweise festgestellt wurde. In diesem etwa 2000 km langen Mittellaufe durchströmt der Kongo eine mit üppigem Urwalde bestandene Hochebene. Die Gluth der tropischen Sonne, reichlicher Regen in jedem Monate des Jahres und Hunderte von Bächen und Flüssen, die den Boden bewässern, versprechen eine Fruchtbarkeit, die mit jedem Lande der Erde verglichen werden darf. Stanley meint, es sei „das reichste Land der Erde“. Der tropische Pflanzenwuchs entfaltet sich in seiner ganzen Pracht und Fülle; er soll sogar kräftiger sein als im tropischen Amerika. Um jedes Dorf ziehe sich eine Waldung von Cocos-, Del- und Weinpalmern. Stanley fand große, fleißig angebaute Gärten von Bananen, Pfirsich, Limonen und Orangen, weite Aecker von Maniok und Yamswurzeln, Hirse, Mais, Reis. Zuckerrohr und Ananas, beide ursprünglich aus Amerika eingeführt, wachsen wild. Kaffee ist einheimisch. Auch das Land am Kassai und dessen Nebenflüssen wird von den neuesten Forschern als dicht bewaldet, äußerst fruchtbar und sehr bevölkert geschildert.

Bevor der Strom diese weite Waldregion verläßt und in brausenden Abstürzen und Stromschnellen von der Hochebene sich durch das Gebirge schäumend und tosend seinen Weg zum Tieflande und zum Atlantischen Ocean sucht, ruht er noch einen Augenblick und sammelt seine Wasser in der seeartigen Ausbuchtung des Stanley-Pools. Ueber nicht weniger als 57 Schnellen und Fälle setzt der Strom hinweg. Endlich hat er die letzten, die Zellala-Fälle, zurückgelegt und setzt nun den Rest seines weiten Weges, etwa 200 km, in ruhigem Laufe fort, bis er seine kolossale Wassermasse in's Meer ergießt. An seinem Unterlaufe sind die Ufer des Stromes dicht mit Mangrovebäumen besetzt, sumpfig und sehr ungesund. Dieser Waldmorast erstreckt sich bis oberhalb Boma, etwa 150 km landeinwärts. Die Berghöhen, welche sich über diesen Uferwall erheben, sind kahl und dürr, nur zur Regenzeit mit magerem Graswuchs bekleidet. Ueberhaupt ist auch an der Kongomündung die afrikanische Küstenstrecke ein trauriges, ödes Land; nur in den Thalsohlen, an den Rinnalen der Bäche entwickelt sich einiger Pflanzenwuchs. Da stehen Akazien, Euphorbien, verkrüppelte Brodfrucht bäume, in geschützter Lage auch einige Palmen, während die Höhenzüge steinig und sonnenverbrannt fast wie in der Sahara daliegen. Erst am Stanleysee be-

ginnt der Pflanzenwuchs sich in seiner tropischen Ueppigkeit zu entfalten.

So haben wir den Lauf des Stromes in flüchtigen Umrissen entworfen. Was seine Uferbewohner angeht, finden wir am Unterlaufe stark gemischte Negervölker, am Mittellaufe, vom Stanley-Pool an reine Bantustämme, am Oberlaufe haben sich Araber festgesetzt, welche durch ihre Sklavenjagden die eingebornen Stämme der Manjuema u. s. w. Jahr für Jahr der Vernichtung näher bringen. Die Bantu unterscheiden sich vortheilhaft vor den eigentlichen Negern. Während diese eine plumpe Gestalt, ein zurücktretendes Kinn, eine breite, platte Nase, wulstige Lippen, keinen Bart, eng anliegendes Wollhaar und eine schwarze Hautfarbe haben, ist der Bantu schlank und groß von Wuchs, hat regelmäßige Gesichtszüge, eine hohe,

schmale Nase, langes Kraushaar und eine hellere, schokoladeartige Färbung.

Von den Negern, welche an der Kongomündung leben und mit denen wir uns später eingehender zu beschäftigen haben, nennen wir die Batongo und Muschikongo, die Nachkommen jenes Volkes, das im 16. Jahrhundert theilweise zum Christenthume bekehrt wurde. Sein Fürst, Don Pedro V., ist auch heute noch mit einem großen Theile seines Volkes katholisch. Er residirt als portugiesischer Vasall in San Salvador, wo immer noch katholische Missionäre thätig sind. Wie Dr. Chavanne, der San Salvador im August 1885 besuchte, in Petermanns Mittheilungen berichtet, wurden daselbst in den letzten vier Jahren 2000 Tausen gespendet.

In der Nähe des Stanleysees kommen namentlich die Bantustämme der Batele und Babuma in Betracht. Wir werden dieselben aus den Berichten der Missionäre kennen lernen. Weiter stromaufwärts wohnen die Baiansi oder Njansi,



Ritter Martin Behaim.

ein nicht unschöner Menschenschlag, welche aber leidenschaftliche Schnupfer und Raucher sind. Stanley erzählt, ihr König habe bei seinem Besuche aus dem Schnupftabakskürbis in einem fort unmäßig große Prisen auf die innere Handfläche geschüttet und dieselben so gewaltsam in seine Nase hineingerieben, daß es schien, er wolle diese zerquetschen. Zwischen hinein that er dann einige Züge aus einer 2 m langen Riesenpfeife, deren eiserner Kopf 15 Gramm Tabak fassen kann. Die Banumbe, ein mächtiger Volksstamm auf dem linken Ufer, theilen mit den soeben genannten die Leidenschaft des Schnupfens und Rauchens, sollen aber sehr wohlgestaltete Menschen sein. Die Kongovölker nördlich vom Aequator scheinen wild und kriegerisch; durch ihr Gebiet mußte sich Stanley den Durchzug erkämpfen; auch Kannibalen traf er daselbst.

Am Oberlaufe des Stromes endlich wohnen neben vielen stammverwandten Sippen die Manjuema. Livingstone rühmt ihnen nach, daß sie sich durch ihr Neueres vorthellhaft von den Eingeborenen an der West- wie an der Ostküste unterscheiden, und sagt, sie würden noch schöner sein, wenn sie sich nicht durch das Spitzfeilen der Zähne und die Durchbohrung des Nasentorpels entstellten. Sie sollen fleißig sein, viel Feldbau treiben, zu bestimmten Zeiten Märkte halten, doch kein gemeinschaftliches Staatswesen bilden. Den guten Geist nennen sie „Ngulu“ oder den Großen, den Geist des Bösen, der in der Tiefe wohnt, „Mulambu“. Eine heiße Quelle bei Bambarre gehört ihrer Meinung nach diesem Wesen, das auch den Tod durch Ertrinken und sonstige Unglücksfälle verursacht. Sie verzehren ihre im Kriege getödteten Feinde.

Die Seelenzahl der Uferbewohner des Kongo und seiner Nebenflüsse kann gegenwärtig auch nicht annähernd angegeben werden. Jedenfalls scheint die Bevölkerung stellenweise dicht zu sein, und wenn auch die ersten Angaben sich vielfach als übertrieben erweisen, ist doch der Missionsthätigkeit unter diesen armen Völkern, die noch nie von Christus und seiner Gnade hörten, ein neues, weites und, wie wir hoffen wollen, reiches Arbeits- und Erntefeld eröffnet.

2. Die Entdeckung des Kongo.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts legte der kühne Prinz Heinrich der Seefahrer durch seine Unternehmungen längs der Westküste Afrikas den Grund zu Portugals Größe. Unter ihm umsegelte im Jahre 1434 Gil Eannes das gefährdete Kap Bojador, vor dessen Brandung alle frühern Schiffer erschrocken zurückgewichen waren. Schon zwei Jahre später umschiffte man das weiße und 1444 das grüne Vorgebirg, im Jahre darauf das Palmenvorgebirg und hatte somit den Golf von Guinea erreicht. Das Ueberschreiten der Aequatorlinie erlebte Prinz Heinrich nicht mehr; aber die portugiesischen Könige setzten das glorreich begonnene Unternehmen fort, bis dasselbe am Ende des Jahrhunderts durch die Umschiffung der Südspitze Afrikas, die Entdeckung des Seeweges nach Indien, die Begründung ihrer Herrschaft in Ostasien und die Ausbreitung des Christenthums daselbst getrübt wurde. Man muß es zum Lobe der portugiesischen Fürsten sagen, daß sie bei der Ausrüstung ihrer Schiffe sich nicht einzig und selbst nicht an erster Stelle durch die Hoffnung auf irdischen Gewinn leiten ließen. Die Sage von einem afrikanischen Goldlande und bald auch der einträgliche Tauschhandel mit den Bewohnern am Senegal, Gambia, Rio Grande, an der Elfenbein- und Goldküste wirkte natürlich mit; mehr noch aber trieb der Glaube an ein fernes christliches, von Heiden bebrängtes Land, an das Reich des Priesterkönigs Johannes, von dem mittelalterliche Erzählungen melden und das irgendwo in Afrika verborgen lag, zu diesen kühnen Fahrten. Dieses geheimnißvolle Reich wollte man auffuchen, diesem Fürsten zu Hülfe kommen und sich mit ihm zur Eroberung der Heidenländer verbinden. Es lag also den portugiesischen Afrikafahrten etwas von der religiösen Begeisterung der Kreuzzüge zu Grunde.

Unter Alphons V. wurde der Aequator überschritten. 1472 drangen portugiesische Seehelden bis zum Vorgebirge Santa Katharina, etwa 40 geographische Meilen südlich vom Aequator, vor. Als dann Johann II. den Thron bestieg, schickte er schon 1481, im ersten Jahre seiner Regierung, 12 Schiffe auf

neue Entdeckungen. 1484 richtete er einen Aufruf an alle Fürsten Europas, ihn mit Mannschaft zur Eroberung der heidnischen Länder zu unterstützen; nach dem Maße ihrer Theilnahme an diesem Werke sollten sie belohnt werden. Der Aufruf blieb an den Höfen Europas als ein abenteuerlicher unbeachtet. Nur der Papst hatte ein Verständniß für das Unternehmen des Königs; er bestätigte nicht nur das Eigenthumsrecht der Portugiesen über alle bereits entdeckten Länder, sondern sprach ihnen auch alle folgenden Entdeckungen zu, welche sie ober andere auf der Fahrt nach dem Oriente längs der Westküste Afrikas machen würden. Johann II. nahm nun auch den Titel eines Herrn von Guinea an.

Im gleichen Jahre 1484 drang Diego Cao (Cam) über das Vorgebirge Santa Katharina, die letzte Entdeckung unter König Alphons V., hinaus vor und erreichte die Mündung des Kongo. Weit im Meere draußen bemerkten die Schiffer an der Färbung und dem Geschmade des Wassers, daß sie der Mündung eines gewaltigen Stromes nahe seien. Man segelte also der Strömung entgegen, welche Segelschiffe nur mit günstigem Winde besiegen können, und lief in den Kongo oder Zaire ein. Die Tiefe und Breite des Strombettes ermöglichte den Portugiesen, ziemlich weit stromaufwärts vorzudringen. Bald zeigten sich an den Ufern zahlreiche Neger, welche staunend das große Fahrzeug und die weißen, härtigen Männer betrachteten. Ihre Sprache konnten die Neger von Guinea, welche Cao an Bord hatte, nicht verstehen. Durch Zeichen erfuhr er aber, daß der Strom Zaire heiße und daß sie einen König hätten, dessen Wohnstätte weit entfernt sei. Er schickte Boten und Geschenke an denselben; da sich aber ihre Rückkehr verzögerte, sah er sich gezwungen, ohne dieselben die Fahrt fortzusetzen, indem er als Geiseln einige Eingeborene mit sich nahm. Er segelte bis an die Nordgrenzen des Kapgebietes. Auf seiner Rückfahrt wechselte er die Geiseln aus und fand den König von Kongo so wohl gesinnt, daß er leicht zu bestimmen war, einige seiner Unterthanen mit den fremden Männern in ihr fernes Land zu senden, damit sie dort in der Sprache und Religion der Portugiesen unterrichtet würden und dereinst mit Missionären in ihre Heimath zurückkehrten. Sie erhielten wirklich in Portugal die Taufe; der König und die Königin selbst vertraten bei dem Bornehmsten Namens Zakuta die Patheustelle und gaben ihm den Namen Dom Johann.

An Bord des Schiffes, welches die Kongomündung entdeckte, befand sich der berühmte deutsche Ritter Martin Behaim der Jüngere, geboren in Nürnberg um 1459. Er hatte bei dem großen Astronomen Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken) in den Jahren 1471—1475 Studien gemacht. Um 1480 kam er nach Portugal und wurde als ein Schüler des berühmten deutschen Astronomen, dessen Berechnungen die portugiesischen Schiffsfahrer benützten, von Johann II. in einen Rath berufen, den dieser König zur Verbesserung der nautischen Instrumente eingesetzt hatte, mittelst deren man die geographische Breite damals nur sehr unvollkommen bestimmen konnte. Er soll nun statt der alten, auf Holzblöcken befestigten Astrolabien (Instrument, womit man z. B. die Mittagshöhe der Sonne und daraus die geographische Breite, unter der man sich befand, bestimmte) neue, fein gearbeitete, aus Messing vorgeschlagen haben, welche man am Mast aufhängte und welche vermöge ihrer Schwere die senkrechte Lage auch bei den Schiffschwankungen beibehielten.

Behaim wurde, damit er selbst seinen Vorschlag erprobe, dem Diego Cao als Astronom und Kosmograph beigegeben, und machte so die denkwürdige Fahrt mit, welche zur Entdeckung des Kongo führte. Und noch weit über seine Mündung hinaus drangen die kühnen Entdecker vor bis an die öden Küsten des jetzigen Lüberiklandes und an die Nordgrenzen des Kapgebietes, mehr als 2000 km jenseits des Äquators. Das Kap selbst wurde im darauffolgenden Jahre von Bartholomäus Dias entdeckt, aber, wie bekannt, erst im Jahre 1498 von Vasco da Gama umschifft. Nach 19monatlicher Fahrt trafen Cao und Behaim glücklich wieder in Lissabon ein und wurden mit großen Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Behaim erhielt von König Johann II. in Gegenwart der Königin und des ganzen Hofes den Ritterschlag und die Insignien des Christusordens.

3. Stanley's Stromsfahrt.

So war der Kongo entdeckt; aber er blieb trotzdem noch fast vier Jahrhunderte ein unbekannter Strom. Nur das Tiefland an seiner Mündung wurde durchforscht; jedes weitere Vordringen in das Innere hemmten auf dem Strome die brausenden Strudel und Wasserfälle, zu Lande die Wildheit kriegerischer Völkerschaften. Nicht von der Küste, sondern von Osten her, tief aus dem Herzen des dunkeln Erdtheils, sollte der Lauf des Stromes entdeckt werden.

Der Amerikaner Henry Stanley hat dieses Räthsel im Jahre 1876—1877 mit einem kühnen, ja tollkühnen Wagniß und um den Preis von vielen Menschenleben gelöst. Er hatte im Sommer 1876 in 51 Tagen die Rundfahrt auf dem mehr als 700 km langen und 70 km breiten Tanganjika-See,



Kampfkampf bei der Mündung des Aruwimi.

dessen Spiegel 37 000 qkm bedeckt, zum ersten Male vollendet und im October westlich von diesem Riesensee den schon von Livingstone entdeckten großen Zualaba-Strom gefunden. Was war das für ein Strom? War es der Niger? der Kongo? ein Arm des Nil? ein ganz unbekanntes Gewässer, das sich vielleicht in einem großen Binnenmeere, wie die Wolga im Kaspischen Meere, verlor? Die Leute von Nyangwe konnten es ihm nicht sagen, widerriethen ihm aber lebhaft den Plan, dem Laufe des Stromes zu folgen, und redeten viel von undurchdringlichen Wäldern, von reißenden Thieren, von wilden Uferbewohnern mit vergifteten Pfeilen.

Stanley faßte dennoch den Entschluß, dem Strome zu folgen, führe er, wohin er wolle. Seine Schaar betrug damals 154 Köpfe; als Waffen hatte er 65 Gewehre, 10 Revolver und 68 Äxte. Dem Araberhäuptling Lipo-Tip bot er 5000

Dollars, wenn er ihn mit einer Kriegereschar begleite, und dieser brachte nicht weniger als 700 Mann zusammen. Zu dem zerlegbaren Boote „Lady Alice“, welches Stanley mit sich gebracht hatte, wurden noch 17 Flußboote gebaut, und am 5. November 1876 trat Stanley seine denkwürdige Fahrt an.

Während Stanley die Flotte führte, zog der größte Theil seiner Schaar dem Ufer entlang. Beide Abtheilungen wurden alsbald von den kriegerischen Waregas angegriffen und mit vergifteten Pfeilen beschossen. Es waren das die ersten der 48 Gefechte, welche Stanley auf seiner Fahrt bestehen mußte. Dann kamen die Schrecken der Masse-Stromschnellen, welche unter beständigen Feindseligkeiten seitens der Uferbewohner zurückgelegt wurden. In Vinja-Ndschara, 900 km nördlich von Nyangwe, trafen die Reisenden auf schauerliche Trophäen des Kannibalenthums; Schädel und Menschengelbein schmückten die



Franz Pocock verunglückt in den Singafällen.

Hütten und Gassen. Kaum hatte Stanley seine 72 Blatternkranken gelandet, als die Unmenschen ihn angriffen. Tipotip war nun um seinen Preis mehr zu bewegen, mit seinen Kriegern Stanley weiter zu folgen. Lieber wollte er die 5000 Dollars verlieren, als ferner dieses tolle Abenteuer mitbestehen. Nach Abzug des Arabers zählte Stanley am 28. December noch 146 Köpfe, Männer und Weiber. „Laßt jene von Nyangwe ziehen,“ rief er den Seinigen zu, „und erzählen, welch' muthige Männer den weißen Mann auf dem großen Flusse hinab zum Meere begleitet haben.“

Am 4. Januar 1877 traf der Amerikaner den ersten der nach ihm benannten Stanleyfälle; es sind sieben, und sie vertheilen sich auf 340 km. Am 27. Januar war diese Strecke zurückgelegt und der Aequator überschritten. Nun erweiterte sich der Strom zu einer Breite von mehreren Meilen und spaltete sich durch ein Wirrsal großer und kleiner Inseln in viele Arme.

Aber so schön und herrlich der Strom wurde, welcher jetzt nach Westen bog, so üppig der Pflanzenwuchs seiner Ufer und Inseln, so feindselig blieben seine Nachbarn. Es begann jetzt eine Reihe von Flußkämpfen. Einer der bedeutendsten derselben wurde bei der Mündung des Aruwimi, der von Norden her dem Kongo zufließt, bestritten. (Siehe das Bild S. 4.) Kaum befand sich Stanley vor der breiten Mündung dieses Nebenflusses, so stürzte sich eine feindliche Flotte von 54 Kanoes mit unbeschreiblicher Wuth auf ihn. Er legte sich in geschlossener Reihe vor Anker und erwartete die Angreifer. Die Schiffe der Wilden waren von gewaltiger Größe; das vorderste hatte nicht weniger als 80 Ruderer, 40 auf jeder Seite, welche fast 3 m lange Ruder mit eisernen, zugespitzten Schaufeln führten, die im Kampfe als Waffen dienen. Das Ende der Ruderstange war mit einer Elfenbeinkugel geziert. Auf einem Gangbrette, das vom Bug des Schiffes bis zum Steuer lief, führten die Häuptlinge den Kriegstanz aus, und vorne auf der Plattform drohten zehn der besten Krieger mit geschwungener Lanze; hinten standen acht Steuerleute und lenkten diese Kriegspirogue auf Stanley's Schiff zu. Die Gesamtzahl der Feinde wurde auf 1500—2000 Krieger geschätzt. Umsonst suchte man durch Zeichen und Geberden den Feind friedlicher Absicht zu versichern. Bald flog als Zeichen des entbrennenden Kampfes der erste Speer aus dem feindlichen Hauptschiffe, und zehn Minuten lang fiel unter dem betäubenden Lärm der Kriegshörner eine Wolke von Wurfspeeren auf die kleine, fast ganz umzingelte Flotte Stanley's. Aber diese antwortete mit Flinten- und Revolvergeschüssen, und fast jede Kugel war von tödtlicher Wirkung, so daß die Wilden bald heulend die Flucht ergriffen. Stanley ließ sie verfolgen; seine Leute veranstalteten einen wahren Raub- und Beutezug, wobei sie eine Masse Elfenbein im Werthe von mehr als 70 000 Mark mit fortschleppten. Die Feuerwaffen hatten den Sieg über die feindliche Uebermacht davongetragen; aber wie sollte es werden, wenn in täglichen Kämpfen sich Pulver und Blei erschöpften? wenn die Lebensmittel verzehrt waren? Denn von den feindseligen Uferbewohnern war nichts zu erhandeln.

Diese Flußkämpfe folgten sich längere Zeit fast Tag für Tag. „Wir hatten uns tapfer und muthig durch immer neue Schaaren von Wilden durchgeschlagen,“ sagt Stanley; „wir hatten mehr als ein Duzend Flotten zerstört und uns die Durchfahrt durch dieselben erzwungen; wir hatten Tag und Nacht Angriffe bestanden und zu aller Art Verschanzungen

unsere Zuflucht genommen — und doch gelte uns bei jeder Krümmung dieses furchtbaren Stromes das Kampfgeschrei der Wilden in die Ohren, und schossen ihre schlangenähnlichen Kanoes zum Angriffe hervor, während Trommeln und Hörner und Schlachtgeschrei die Lüste erfüllten. Wir fingen an, zu erlahmen, und doch waren wir erst in der Mitte unserer Fahrt. Mehr und mehr lichteten sich unsere Reihen. Es waren keine 30 Mann von uns, welche nicht irgend eine Wunde aufzuweisen hatten. Ein solches Leben konnte nicht lange geführt werden, und der Tag, der uns wie eine Herde Lämmer dem Messer der Kannibalen überliefern mußte, schien nicht fern zu sein.“

Glücklicherweise trafen die Gehezten an dem Uferstriche Ngansa ein friedliches Völkchen, bei dem sie etwas Ruhe genossen und die erschöpften Vorräthe an Lebensmitteln wieder ergänzen konnten. Dort hörte Stanley auch zum ersten Male den Strom Kongo nennen. Er hatte bis dorthin von Nyangwe 1450 km zurückgelegt, und fast die gleiche Strecke trennte ihn noch vom Meere. Schon die nächsten Tage brachten neue Kämpfe mit den wilden Bangala, und so ging es stromabwärts unter stets neuen Fährnissen, bis man endlich in der Nähe des Stanley-Sees friedlichere Völkerschaften traf.

Jetzt folgte der letzte und gefährlichste Theil der Stromfahrt, eine doppelte Reihe von im Ganzen 57 Stromschnellen und Wasserfällen, von denen Stanley keine Ahnung hatte, da die alten Karten östlich vom Jellala-Falle einen breiten, ruhigen, inselreichen Strom anmerkten. Nur ein Beispiel aus diesen Tagen der Gefahren sei noch erwähnt. Am 3. Juni versuchte Stanley zwei kleinere Fälle zurückzulegen. Fast eine Meile hatte man die „Lady Alice“ vorsichtig längs des Ufers hingrudert; da trieben sie die Wogen eines gefährlichen Strudels zurück. Umsonst suchte man die Mitte des Stromes zu erreichen, der mit schäumenden Fluthen dahinsaupte. Es gelang nicht; das lecke Boot füllte sich zusehends mit Wasser, und schon bedrohte sie im Rücken eine neue Gefahr. Das Wasser brauste zu einem Hügel auf, der aber alsbald verschwand und ringsum die Fluth in eine drohende Bewegung versetzte, so daß sich ein tiefer, schäumender Strudel öffnete. Stanley rief seinen Leuten zu, mit dem Ausschöpfen des eindringenden Wassers aufzuhören, und zu rudern, so lieb ihnen das Leben sei; denn sie waren alle verloren, wenn der Strudel sie hinabriß. Schon sahen sie seinen Schlund kaum einen Meter von sich entfernt gähnen; einen Augenblick schwankte das Boot am Rande des Abgrundes, da unterstützte eine barmherzige Woge ihre verzweifelte Anstrengung, und Stanley war gerettet. Am gleichen Tage aber verlor er seinen Freund und Reizegefährten Francis Pocock in den Wellen des Stromes. Stanley begleitete ausnahmsweise den Theil seiner Leute, der das Gepäc zu Lande voranbrachte, und hatte seinem Freunde auf dessen Wunsch den Auftrag gegeben, an Tauen die Rähne vorsichtig über die nächsten Schnellen zu bringen. Da erblickte er von einer Felswand aus, welche einen Blick auf den vorbeibrausenden Strom eröffnete, plötzlich einen dunkeln Gegenstand in den Wellen des Masassa-Falles. Es war ein umgeworfenes Boot, an welches sich mehrere Menschen klammerten. Sofort sandte er den Verunglückten nach einer Stelle, wo sie vorbeitreiben mußten, Leute zu Hülfe. Er sah, wie sich die Schiffbrüchigen bemühten, das Boot wieder aufzurichten; wie sie, als das nicht glückte, auf den Kiel kletterten und mit den Händen zu rudern versuchten; denn eine kleine halbe Stunde

weiter stromabwärts brüllte der Singa-Fall. Als sie sich dem Ufer etwas genähert hatten, suchten sie es schwimmend zu erreichen. Gleich darauf sah Stanley den Kahn pfeilschnell an sich vorbei und über den Singa-Fall hinabschießen, wo er in den zischenden Wogen spurlos verschwand. Acht von elf hatten sich gerettet; unter den Ertrunkenen war Stanley's Gefährte Pocock (siehe das Bild S. 5).

Nach namenlosen Anstrengungen erreichte Stanley am 9. August 1877 endlich den Atlantischen Ocean. Seine Schaar,

welche am 17. November 1874 beim Ausmarsche von Vagamojo 356 Seelen betragen hatte, war auf 115 Köpfe zusammengeſchmolzen, und auch unter dieſen befanden ſich 60 Kranke. Die Stromſahrt von Nyangwe bis zum Meere hatte 278 Tage gebraucht. Groß war das Staunen, als die Nachricht dieſer tollkühnigen Fahrt nach Europa drang; ſie zeigte dem Unternehmungsgelüſte des Forſchers, des Kaufmannes und des Miſſionärs neue Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Bombay.

(Mitgetheilt von P. Jürgens S. J.)

Es war am Nachmittage des 31. Mai 1886, als zwei liebe Freunde, Landsleute und Ordensgenossen, mich und meine Reisegefährten zum Hafen von Liverpool hinausgeleiteten. Unser Ziel war Bombay im sonnendurchglänzten Indien. Augenblicklich hatten wir von der Sonne noch nichts zu leiden. Denn Liverpool war, sowohl was Erde als Himmel anging, in sein gewöhnliches Gewand gekleidet. Oben graue schwere Wolken, die sich in seinem Geriesel auf die unten so geschäftige Welt niederfenkten. Bald befanden wir uns in dem Hebe- oder in unserem Falle Senktraume zur Haltestelle der Eisenbahn, welche unter der Mersey her Liverpool mit Birkenhead verbindet. Diese Tunnelbahn wurde vor einem Jahr eröffnet; jeder Zug braucht 3 Minuten Fahrzeit, alle 5 Minuten fahren Züge hin und her, aber trotz der ebenso häufig den Hafen kreuzenden Dampfsboote sind diese Züge immer gut besetzt. In Birkenhead wurden wir hinnen Kruxen in einem ähnlichen Heberaum an das Tageslicht befördert und waren bald in den Morpeth-Docks, wo unser Dampfer, die „Roumania“, lag. Die „Roumania“, ein Schraubendampfer, 341' lang und 86' breit, hat an eigenem Gewicht 3387 t (Tonnen; eine Tonne = 20 Zentner) und trug eine fast ebenso bedeutende Ladung. Alles dieses, nebst einer Maschine von 1500 Pferdekraften, gab ihr einen Tiefgang von 24'. Die Bemannung war 41 Mann stark und bestand aus dem Capitän, drei Offizieren, einem Arzt, Zahlmeister u. s. w. Diese Gesamtstärke der Mannschaft war verzeichnet zu lesen auf einer Tafel, wo einem jeden derselben Platz und Rang für die Rettungsboote angewiesen war, deren der Dampfer sechs mit sich führte. Abends gegen 10 Uhr wurden wir aus dem Dock in die offene Mersey übergeführt, wo wir die Nacht vor Anker blieben.

Am nächsten Morgen, den 1. Juni, 6 Uhr, setzte sich unsere „Roumania“ in Bewegung. Das Wetter war freundlicher, und so glitten wir leicht und frohen Muthes zwischen zahlreichen Schiffen und den gewaltigen Lagerräumen des Welthafens Liverpool-Birkenhead der offenen See entgegen. Kaum hatten wir aber den Leuchthurm von Newbrighton hinter uns, da hüllte uns gegen 7 Uhr ein solches Nebelmeer ein, daß man kaum noch die Länge des eigenen Schiffes absehen konnte. Sofort erging der Befehl zu langsamer Fahrt, und das Nebelhorn mußte jene Sicherheit bieten, welche das Auge zu geben außer Stande war. Auf das gewaltige Nebelzeichen, das von unserem Schiff aus, während wir sehr langsam voranzuhren, gegeben wurde, ertönten zahlreiche andere aus verschiedener Ferne und den verschiedensten Richtungen. Sie ergingen theils von anderen Dampfern, die vor oder hinter uns hinausfuhren oder denen wir begegneten, theils

waren es Signale von Leucht- oder Wachtschiffen, welche an der Ausfahrt des Hafens in die offene irische See vor Anker liegen. Gegenüber der Tollkühnheit, mit der laut so zahlreichen Berichten besonders an der nordamerikanischen Küste gerade zur Zeit von Nebelwetter das Leben Hunderte von Menschen auf's Spiel gesetzt wird, legte bei uns die Sorgsamkeit und Umsicht unseres Capitäns gleich an diesem ersten Morgen den Grund zu großem Vertrauen, eine Umsicht, die sich auch später überall bewährte. Um 9 Uhr lichtete sich der Nebel, und von da an konnte der Dampfer mit voller Kraft um die Nordküste von Wales fahren. Schon um 1 Uhr Mittags sahen wir in der Ferne den berühmten Felsen von Holyhead und die noch berühmtere Britannia-Brücke, welche das Felsenriff Holyhead mit der Insel Anglesea verbindet. In Gestalt eines eisernen Tunnels überspannt sie wie in einem Wurf einen 90' breiten Abgrund, in dessen Tiefe die Bogen des Meeres sich brechen. Nachmittags 2½ Uhr waren wir gerade dem Leuchthurm von Holyhead gegenüber, der, wie die ganze Landschaft hell von der Sonne beschienen, eine friedliche See zu seinen Füßen sah. Nicht immer ist die irische See so ruhig, und jener Postdampfer, der im fernen Westen eilends unseren Blicken entschwindet, wird in seinem Dienst mehr stürmische als sonnige Tage, wie den heutigen, zählen. Es war etwas Wundervolles, dieser erste Tag unserer an Natur- und landschaftlichen Schönheiten durchaus nicht armen Seereise. Geist und Körper wurden erquickt und gehoben von der Frische der Seeluft, von dem weiten Ausblick auf die in den Strahlen der ersten Junisonne glitzernde Fläche. Dazu kam ein leichter Wogengang, die auslaufenden Schwingungen einer anderswo größern Erregung, welche uns in der Frische seiner Bewegung die von den Dichtern verherrlichte ewige Jugend des Weltmeeres klar vor Augen führte.

Doch der untergehenden Sonne folgten schwere Wolkenballen, welche für die Nacht Regen und etwas lebhaftere Bewegung brachten. Kaum war indessen am nächsten Morgen die Sonne wieder erstanden, da zertheilte sich das Gewölk, und der Himmelfahrtstag stand da in der Frische zugleich und dem Glanze, den nur die weite Wasserfläche zu geben vermag. Am Mittag dieses Tages waren wir auf der Höhe der Scilly-Rocks, doch so weit westwärts davon, daß uns dieselben gar nicht zu Gesicht kamen, wie wir überhaupt den ganzen Tag nichts Lebendes sahen, als die wenigen Möven und ein Pärchen Seeschwalben, die uns folgten. Des Abends erreichten wir den Golf von Biscaya, den wir mit der Geschwindigkeit von ungefähr 10 Seemeilen die Stunde nach der Aussage des Capitäns

in etwa 36 Stunden zurückzulegen hofften. An uns und unserer „Roumania“ hat dieser sonst so übel berüchtigte Meerbusen seinen Unmuth nicht ausgelassen. Höchstens im letzten Drittel der Fahrt hätte man von einem kleinen Unwillen oder einer Laune sprechen können, mit der er uns begegnete. Am 5. Juni des Morgens waren wir der türkischen Gte entronnen. Nie werde ich den ersten Blick auf Spanien vergessen, den ich an diesem Tage um 5 Uhr in der Frühe hatte. Die Luft war ruhig und mild, der Himmel mit dunkeln Wolkenmassen bedeckt, die nur im Südosten hie und da zerrissen waren. Da lag zur Linken vor uns das Cap Finisterre, von dem aus ein mächtiger Gebirgszug landeinwärts zog, schroffe Abfälle an der Küste und scharf markirte Höhen im Innern bildend. In mächtigen Strahlen fiel das Licht der Morgensonne durch einige Wolken-

spalten, als wollte der Himmel mit goldenen Fingern hinweisen auf das Land, dessen mächtige Glaubenskraft so vielen Ländern und Völkern Glaube und Gestiftung gebracht. Dort ist das große Heiligthum des Mittelalters S. Iago di Compostella, dort wandelte sich der ritterliche Sinn eines Iguaius von Loyola in den HelDENmuth eines Kämpen Christi, dort stand die Wiege des großen Apostels von Indien und Japan, dort verzehrte sich in den Gluthen rasloser göttlicher Liebe eine hl. Theresia. Im Lichte dieser kräftigenden Glaubenssonne erkannte hier ein hl. Franz Borgias die Eitelkeit irdischen Glanzes und ein hl. Petrus von Alcantara den Vortheil irdischer Buße. Wer sollte nicht mit Ehrfurcht zum ersten Male eine Küste begrüßen, die solche Erinnerungen wach ruft? Aber wo ist heute all' der Glanz dieser Königstochter? Spanien, einst die



Der Thurm von Belem an der Mündung des Tejo.

Beherrscherin der Meere, zerfleischt sich seit Jahren im eigenen Innern. Nach Tradition und Geschichte gehört es zu den Mächten, die nur groß sind durch kräftiges katholisches Glaubensleben, Einstehen für die Kirche und für die katholischen Interessen.

Um 11 Uhr waren uns die letzten Spuren dieser Küste wieder entzogen. In dem klaren Wetter machte sich die südliche Sonne schon recht bedeutend geltend, und so wurde zu unserem Schutze das ganze Hinterdeck des Schiffes, das Passagierdeck, mit Segeltuch überspannt. Später im Mittelmeer und besonders für das Rothe Meer genügte dieser einfache Ueberzug nicht, und es wurde in einem halben Fuß Abstand unter dem ersten ein zweites Segeltuch befestigt. Unter dieser schützenden

und doch lustigen Decke konnten wir uns der Unterhaltung, der Lektüre, der Bewegung hingeben, ja sogar für eine Art Billard mit runden Scheiben anstatt Bällen war gesorgt. Vor Allem aber fesselt das umgebende, stets lebendige Meer Tag für Tag die Aufmerksamkeit der Reisenden, ja selbst der aus Beruf seefahrenden Mannschaft. Es bietet immer einen neuen Reiz, dem ewig munteren Spiel der Wellen zuzusehen. Heute überholten wir zwei Segelschiffe, die majestätisch mit vollen Segeln ihres Weges über die Wogen hinschaukelten. Dann waren es zwei Paare von Walfischen, die uns lange Zeit Gelegenheit zur Beobachtung gaben. Die Thiere selbst sahen wir nicht oder doch gelegentlich nur ein Stück Flosse; aber an den von Zeit zu Zeit aus den Wogen aufsteigenden

Wasserstrahlen konnten wir ihre Wege und die Schnelligkeit ihrer Bewegung erkennen.

Der nächste Tag, Sonntag 6. Juni, brachte uns der Mündung des Tejo gegenüber. Von 9 bis 11 Uhr Vormittags fuhr unser Schiff der herrlichen Bucht entlang, die von dem Cap da Roca und Cap Espichel umfaßt wird, in deren fernem Hintergrund Thürme und Paläste von Lissabon noch eben bemerkbar sind. Es war ein herrlicher sonniger Morgen, und die uns zugewandten schroffen und zerklüfteten Abhänge des Cap da Roca hoben sich durch ihre tiefen Schatten um so schärfer ab von den sonnigen Gehängen der Südseite und der Niederungen. Die südlichste der schroffen Felsen ist mit einem herrlichen Laubwald bestanden und fällt nach Osten hin in sanfter Neigung gegen Lissabon ab. Da liegt sie in der

Ferne, die Stadt, von sonnigem Nebel umschleiert, ein Sinnbild der geschwundenen alten Größe. Noch beherrschen stolze Thürme, wie der von Belem (vgl. das Bild S. 8), die Einfahrt des Tejo. Auf den in der Sonne glitzernden Gewässern der Bucht waren kleine Barken, Fischerfahrzeuge zu sehen, aber nichts mehr von jenen Flotten, die ein Vasco da Gama um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien führte, mit denen ein Albuquerque Besitz von Ormus und Ceylon ergriff. Alle jene Helden waren von diesem Hafen ausgezogen. Auch der noch größere Gottesheld, der hl. Franz Xaver, segelte am 7. April 1541 von Lissabon aus um das südliche Cap nach Goa, das er am 6. Mai 1542 erreichte. Und von da an war Lissabon für zwei Jahrhunderte der Ausgangspunkt fast aller Glaubensboten in Brasilien, China, Indien und Japan. Wie manche derselben wurden



Gibraltar.

Glaubenszeugen in fernen Ländern, wie der selige Johannes de Britto, der sich zweimal dem Hofleben zu Lissabon entzog, um endlich in Indien gemartert zu werden; jene Heldenschaar von 40 Märtyrern, die schon nach kurzer Fahrt an den Canarischen Inseln ihren Tod fanden. Es war der selige Ignatius von Azevedo mit seinen jugendlichen Genossen. Sie alle waren denselben Weg durch diese Gewässer gezogen, den auch wir bis zum Abend verfolgten. Doch auch trübe Gedanken drängten sich heran. Denn dort tief unten in der Ferne erhob sich aus dem Meere das Gemäuer von dem Fort Julião, wo der portugiesische Minister Bombal in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Apostel der Colonien, diese Stützen des Mutterlandes, einkerkernd und elend verkommen ließ. Fort

Julião ist damit nicht nur Zeuge, es ist das Siegel und Wahrzeichen des Verfalles portugiesischer Weltmacht. In Ostindien, der Quelle früherer Größe Portugals, ist sein Colonialbesitz auf nicht ganz 20 000 qkm mit einer Bevölkerung von ungefähr 850 000 Seelen zurückgesunken, und auf den Dampfern englischer Privatgesellschaften reist heute der Vicelkönig von Lissabon nach Goa und sendet er seine Depeschen der Regierung zu. Das ist der Nachfolger jener Vicelkönige, deren Ansehen und Einfluß unter den indischen Fürsten der hl. Franz Xaver vor 300 Jahren als höchste bezeichnen konnte. Doch seien wir nicht ungerecht, nicht undankbar. Vergessen wir über den traurigen Trümmern früherer Herrlichkeit nicht die glorreichen Thaten zur Verbreitung des wahren Glaubens, die von

Portugals frommen Königen zur Zeit ihrer Macht angeregt wurden.

Die See war, abgesehen von einem sanften Wellengang, glatt und ruhig, und Abends 8 Uhr bogen wir um die südwestlichste Spitze Portugals, um das Cap St. Vincente, wo unser bisheriger Lauf von der südlichen Richtung in die ost-südöstliche geändert wurde. Das Schiff fuhr nahe unter dem Cap vorbei. Die Küste fällt ungefähr 60 m schroff ab in's Meer, und wie zur Bestätigung des Absturzes liegt etwa 30 Schritte vorgeschoben ein gewaltiger Felsblock im Meere, dessen sturmgepeitschte Oberfläche ungefähr 15 m über dem Wasserspiegel hervorragte. Während der Nacht und des nächsten Morgens durchschnitten wir in gerader Richtung auf die Straße von Gibraltar los den Golf von Cadix. Dieser Tag, der 7. Juni, begann um 4 Uhr Morgens mit einem herrlichen Sonnenaufgang. Viermal kreuzten in der Frühe Heerden von Delfinen die Bahn unseres Schiffes, ohne sich jedoch von ihrem Wege in's offene Meer ablenken zu lassen. Um 9 Uhr Vormittags tauchte in weiter Ferne zur Rechten ein dunkles Vorgebirg auf. Es war Cap Spartel, die nordwestliche Ecke jenes Erdtheils, in dessen dunkle Todes Schatten das Licht des Glaubens unter entsetzlichen Mühen und Opfern erst einzubringen beginnt. Ganz bezeichnend war und blieb die ganze Küste von Cap Spartel bis Gppshill, Gibraltar gegenüber,

bunkel, schroff und rauh, gleichsam den Stempel des Barbarenthums an der Stirne tragend, während die gegenüberliegende spanische Küste in sonnigen, bebauten Terrassen zum Meere abfiel. Hier wurde unsere Aufmerksamkeit zuerst hingelenkt auf Cap Trafalgar, in dessen Gewässern 1805 der englische Seeheld Nelson Sieg und Tod fand. Bald waren wir der spanischen Festung Tarifa gegenüber, die besonders gegen die maurischen Einfälle Bedeutung gehabt zu haben scheint. Dort ist auch die südlichste Spitze von Europa (Europa Point, 36° n. B.), die Meerenge ist hier am schmalsten, sie mißt 13 km. Gegen 3 Uhr Mittags näherten wir uns dem Glanzpunkte der Scenerie. Im klaren Sonnenschein fuhr die „Roumania“ unter den englischen Kanonen von Gibraltar her in das Mitteländische Meer. Gibraltar ist ein scharfer dreizackiger Fels, 425 m hoch. (Vgl. das Bild S. 9.) Seit 1704 ist es im Besitze Englands, welches aus diesem Schlüssel zum Mittelmeer, zum Suezkanal und Indien eine uneinnehmbare Festung gemacht hat. Den ebenso befestigten Hafen verließ kurz hinter uns ein englisches Truppentransportschiff, welches für den Rest des Abends besonders durch seine reiche Beleuchtung unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es hatte jedoch eine bedeutend kräftigere Maschine, überholte uns bald und entschwand später im Dunkel der Nacht unseren Blicken.

(Schluß folgt.)

Der heilige Franz Xaver in Japan.

(Blätter aus der Kirchengeschichte Japans.)

1. Die Ankunft des Heiligen.

Maria Himmelfahrt, der 15. August des Jahres 1549, war ein denkwürdiger Tag für die katholische Missionsgeschichte im fernen Osten. An diesem Muttergottesfeste lief eine elende chinesische Dschunke, die „Diebsdshunke“ genannt, in den Golf und Hafen von Kagozima (Kagoshima) ein, der sich an der Südspitze der japanischen Insel Kjusiu den Schiffen eröffnet. Das kleine Fahrzeug, das der chinesische Seeräuber Niceda befehligte, trug den Apostel Japans, den großen hl. Franz Xaver, und seine ersten Gefährten, und sie waren gekommen, den Japanesen die Lehre des Gekreuzigten zu predigen.

Wenige Jahre vorher hatten durch Stürme verschlagene Portugiesen das Inselreich Japan entdeckt, wie wir bereits früher erzählten¹; man wird sich erinnern, wie schon diese ersten Europäer, welche ihren Fuß auf das meerumschlossene Eiland setzten, die Bekanntschaft eines jungen Edelmannes machten, der umsonst in einem Bonzenkloster den verlorenen Seelenfrieden gesucht hatte und der Verzweiflung nahe war. Die Portugiesen machten den Unglücklichen auf die christliche Religion aufmerksam, und Alvar Baz, der zwei Jahre nach der Entdeckung den Hafen von Kagozima besuchte, erzählte ihm vom hl. Franz Xaver und versprach ihm zuversichtlich, dieser heilige Mann werde ihm die Ruhe seiner Seele wiedergeben. Der Japanese entschloß sich wirklich zur weiten Seefahrt nach Malakka, und als er den Heiligen auf seiner ersten Fahrt nicht traf, unternahm er die Reise zum zweiten Mal. Jetzt belohnte Gott die treue Ausdauer, mit welcher dieser Heide das Heil seiner Seele suchte, und führte ihn mit dem Manne zusammen, den er in seiner ewigen Erbarmung zum Apostel Japans erwählt hatte.

Gleich beim ersten Zusammentreffen mit dem Heiligen fühlte Angeroo — so hieß der japanische Edelmann — den lange entbehrten Frieden in sein Herz zurückkehren, erklärte sich bereit, den christlichen Glauben anzunehmen, und bat um die heilige Taufe. Da er hinlänglich in der Lehre Christi unterrichtet war, hätte der Gewährung dieser Bitte nichts im Wege gestanden. Allein Xaverius erkannte die hohe geistige Begabung des Fremdlings, und was er aus seinem Munde von dem neu entdeckten Inselreiche und dessen Bewohnern hörte, weckte in seiner apostolischen Seele sofort die heilige Begierde, diesen Millionen in der Finsterniß des Heidenthums schmachtenden Mitmenschen das Licht des Evangeliums zu bringen. Zu diesem erhabenen Zwecke erkannte er in dem durch Adel der Geburt wie durch Talente ausgezeichneten Manne einen gottgesandten Gehülfen. Um denselben zu dieser Aufgabe geeigneter zu machen, entschloß er sich also, den edeln Japanesen zusammen seinen zwei Dienern nach Goa in das große Missionsseminarium der Gesellschaft Jesu zu schicken, damit sie daselbst nicht nur auf das Beste zur Taufe vorbereitet, sondern auch zu Katecheten ausgebildet würden.

Angeroo und seine beiden Diener entsprachen den Absichten des Heiligen vollkommen. Anfangs März 1548 waren sie nach Goa gekommen und hatten am Pfingstfeste dieses Jahres aus der Hand des Erzbischofs Johann von Albuquerque die heilige Taufe empfangen. Aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er im Seminarium des hl. Paulus oder, wie es auch genannt wurde, des heiligen Glaubens empfing, hatte sich Angeroo den Namen „Paul vom heiligen Glauben“ geben lassen; die Diener erhielten die Namen Johann und Anton. Wie hochbegabt diese drei ersten christlichen Japaner waren, ergibt sich daraus, daß sie der hl. Franz Xaver während 30 vollen Tagen unter der

¹ Vgl. Jahrgang 1885 S. 2.

Leitung des P. Cosmas von Torres die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius machen ließ und ihnen selbst alle Zeit widmete, welche er seinen anderen apostolischen Arbeiten entziehen konnte. In kurzer Frist hatte Paul vom heiligen Glauben einige Kenntniß der lateinischen Sprache erworben und das ganze Evangelium des hl. Matthäus seinem Gedächtnisse eingeprägt; auf den Straßen und Plätzen Goa's predigte er die Lehre Christi, bat die Christen um Belehrung und ermahnte die Heiden zur Taufe. Der hl. Franz Xaver konnte über die Früchte, welche die Gnade in dem Herzen seines Schülers reifte, nicht genug staunen, und sein Entschluß, mit den Neubekehrten nach Japan zu segeln, war jetzt unwiderruflich gefaßt. Umsonst widerriethen alle Bekannten die gefährliche Reise; umsonst erzählte man ihm von den chinesischen Seeräubern, welche das Meer zwischen Malakka und Japan unsicher machten, umsonst von den zahlreichen Klippen in den unbekannten Gewässern, umsonst von dem entsetzlichen Orkan Taisun, dem Schrecken aller Schiffer, der an den japanischen Küsten hause und jedes Fahrzeug, das er erfasse, mit unwiderstehlicher Wucht zertümmere. Obschon, wie der hl. Franz Xaver wiederholt schreibt, erfahrungsgemäß je das dritte Schiff zu Grunde ging, so trat er dennoch, ermutigt durch die Reinheit seiner Absicht und die Ueberzeugung, daß Gott ihm helfen werde, am 14. April 1549 von Goa aus die Reise an.

Zu Gefährten hatte er außer den drei Neubekehrten P. Cosmas von Torres, früher Generalvikar von Goa, und den Laienbruder Johann Fernandez gewählt. Am 31. Mai erreichten sie Malakka, wo sie Briefe aus Japan vorfanden, welche sie mit großer Freude erfüllten. Am 22. Juni schrieb darüber der Heilige an seine Mitbrüder nach Rom: „Kaum war ich an's Land gestiegen, als ich Briefe portugiesischer Kaufleute aus Japan erhielt, aus denen ich er sah, daß ein japanesischer Fürst Christ werden wolle. Darum habe derselbe an den Vicekönig von Indien Briefe abgeordnet, welche einige der Unsrigen als Verkünder der christlichen Religion begehren sollten.“ Die Veranlassung dazu sei der auffällige Schutz des heiligen Kreuzes gegen die Anfechtungen böser Geister gewesen. Man habe nämlich die Portugiesen in ein Haus einquartirt, das verlassen stand, weil es schon lange durch Gelsenster beunruhigt wurde. Auch die Portugiesen seien in der ersten Nacht durch dieselben gequält worden; als sie aber Kreuze an den Wänden und vor der Thüre des Hauses anbrachten, seien die höllischen Feinde gewichen. Der Brief betonte ferner, Japan biete ein weites Feld für die Verkündigung des Evangeliums, und sein Volk sei sehr begabt und verständig, sehr wißbegierig und Vernunftgründen zugänglich. Das alles bestärke den hl. Franz Xaver in seinem Vorsatz, der übrigen, wahrscheinlich in Folge übernatürlicher Erleuchtung, schon feststand. „Nachdem ich aus bestimmten Anzeichen erkannt habe,“ schreibt er in demselben Briefe nach Rom, „meine Reise nach Japan werde zur Ehre Gottes gereichen, würde ich mir schlechter als die japanischen Heiden vorkommen, wenn ich die Fahrt nicht unternehmen wollte. Der Feind des Seelenheil's hat Alles aufgeboten, meine Reise zu verhindern. Ich weiß nicht, warum er sich so fürchtet; einigen Grund muß er doch wohl haben. . . Das gereicht mir zu großem Troste, daß Gott die Absicht und den Zweck unserer Reise kennt; daß er weiß, wir haben nichts anderes im Auge, als die nach seinem Ebenbilde geschaffenen Seelen zur Erkenntniß, zur Verehrung und zum Dienste ihres Schöpfers zu führen und die christliche Religion weiter zu ver-

breiten. Darum zweifeln wir nicht, daß der Erfolg unserer Reise und unserer Bemühungen ein glücklicher sein werde. Zwei Dinge geben uns die beste Hoffnung, die Hindernisse, welche Satan vor uns aufthürmt, übersteigen zu können: das Bewußtsein unserer guten Absicht und die göttliche Vorsehung, deren Wink nicht nur die Menschen, sondern auch die bösen Geister gehorchen.“

Nachdem der hl. Franz Xaver die Nacht vor dem Feste des hl. Johannes des Täufers in der Kapelle Unserer Lieben Frau vom Berge (vgl. das Bild S. 16) bei Malakka, welche halb in Ruinen heute noch steht, zugebracht hatte, bestieg er am Abend des Festes (24. Juni 1549) sammt seinen Begleitern die Dschonke des Chinesen Niceba. Es war das einzige Fahrzeug, welches zur Zeit die Fahrt nach Japan machen wollte, und der freilich wenig zuverlässige Schiffsherr hatte vor dem portugiesischen Präsesen von Malakka das Versprechen gegeben, die Missionäre auf geradem Wege zum Ziele zu führen. Niceba hielt sein Wort dennoch nicht; er kreuzte hin und her, suchte dann den Hafen von Canton und den nördlich davon gelegenen von Tschin-tschu in der Provinz Fokien auf, wurde aber gegen seinen Willen, theils durch die Furcht, anderen Seeräubern in die Hände zu fallen, theils durch Wind und Wetter, nach Japan gebrängt und sah sich endlich genöthigt, gerade in den Hafen von Rangorima, dem Heimathsorte Pauls vom heiligen Glauben, einzulaufen.

Mit Recht betrachtete der hl. Franz Xaver dieses glückliche Ereigniß als die Folge einer besondern Führung seitens der göttlichen Vorsehung und schrieb es der mächtigen Fürbitte seiner Herrin zu, in deren Kapelle er die Nacht vor der Abreise durchwachte und an deren Fest er den Boden Japans betrat. Unter ihrem besondern Schutze wurde also die neue Mission eröffnet.

2. Die erste Gemeinde.

Paul vom heiligen Glauben suchte sofort seine Familie auf, welche sich über die Rückkehr und die glückliche Veränderung des vormals von Gewissensqualen gepeinigten Mannes überaus freute. Seine Gattin, seine einzige Tochter und alle übrigen Anverwandten nahmen daher die fremden Priester mit Ehrfurcht und Dankbarkeit auf, und diese Gesinnung wuchs in dem Maße, als Paul sie mit der Lehre Christi bekannt machte. Sie waren alsbald entschlossen, seinem Beispielen zu folgen, und verlangten die heilige Taufe. Nachdem sie hinlänglich unterrichtet waren, spendete ihnen der hl. Franz Xaver das Sacrament der Wibergeburt, und so bildete Pauls Familie den Kern der ersten Christengemeinde Japans.

Die Kunde von den Fremdlingen und ihrer Lehre verbreitete sich rasch über Rangorima und das ganze Fürstenthum Satsuma (Satsuma), zu welchem diese Hafenstadt gehörte. Der Fürst oder König, wie in den älteren Berichten diese Vasallen des Dairi oder Mikado, des Kaisers von ganz Japan, genannt werden, hörte ebenfalls von Pauls Ankunft und dem neuen Glauben. Paul begab sich an den Hof des Fürsten, der sich nur sechs Stunden von der Hafenstadt befand. Der hl. Franz Xaver erzählt in seinem ersten Briefe aus Japan, datirt den 3. November 1549, seinen Mitbrüdern in Rom diesen Besuch seines Schülers also: „Der König freute sich sehr über Pauls Rückkehr und erwies ihm große Ehre; auch richtete er viele Fragen an ihn über den Charakter, die Sitten und die Macht der Portugiesen. Als Paul ihm Alles auseinandersetzte, schien er völlig befriedigt. Paul hatte ein sehr schönes Gemälde der Mutter

Gottes mit dem Jesuskinde auf ihrem Schooße bei sich, welches wir aus Indien mitgebracht hatten. Als der König dasselbe erblickte, staunte er, fiel auf seine Kniee, bewies demselben andächtig seine Verehrung und befahl allen Anwesenden, ein Gleiches zu thun. Auch die Mutter des Königs betrachtete das Bild mit Bewunderung und außerordentlicher Freude. Nach wenigen Tagen, als Paul nach Kangozima zurückgekehrt war, schickte sie einen angesehenen Vertrauensmann mit dem Auftrage, um jeden Preis eine Copie des Bildes anfertigen zu lassen. Leider konnte ihr Wunsch nicht erfüllt werden, weil niemand in Kangozima es abmalen konnte. Durch den gleichen Boten richtete sie an uns die Bitte, ihr die Hauptlehren der christlichen Religion schriftlich zu überreichen. Paul verwendete alsbald einige Tage darauf, in der Landessprache einen Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre niederzuschreiben.“

Die Fürstin zeigte sich durch die Lehren und Vorschriften der fremden Religion vollkommen befriedigt. Sobald der heil. Franz Xaver von diesem günstigen Erfolge Kunde hatte, ließ er sich beim Fürsten eine Audienz erbitten. Mit Freuden wurde sein Wunsch gewährt. Der Heilige hatte sich schon in Indien und auf dem Schiffe, ganz besonders aber seit dem ersten Tage seiner Landung voll Eifer auf die Erlernung der schweren Sprache verlegt. „Wir werden jetzt wieder Kinder beim Erlernen der Elemente dieser Sprache,“ schreibt er in seinem Briefe, „möchten wir nur recht die Einfalt der Kinder nachahmen!“ Gott hatte seinen Fleiß auf wunderbare Weise

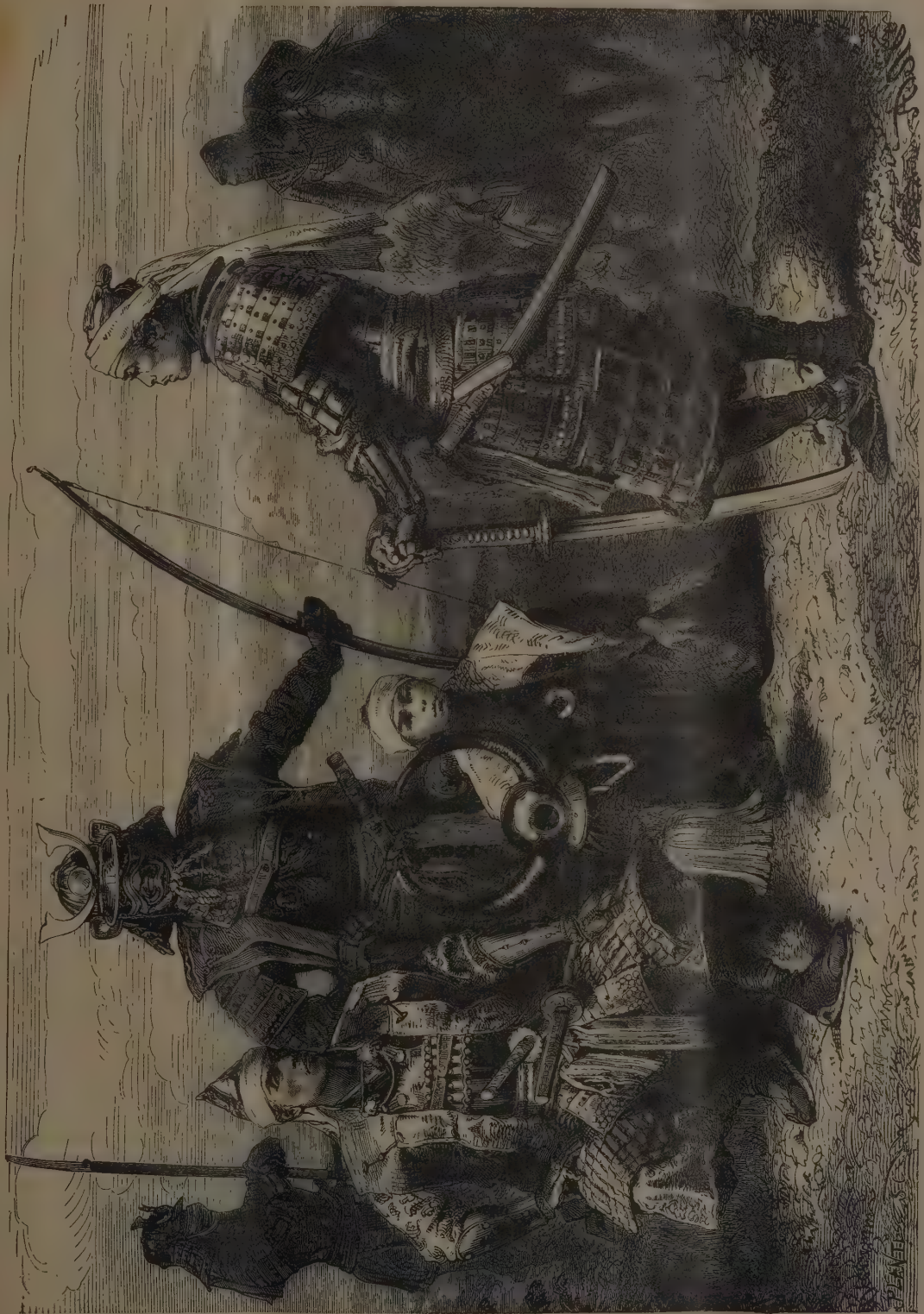
gesegnet, so daß er nach 40 Tagen im Stande war, eine Auslegung des Glaubensbekenntnisses in's Japanesische zu übertragen, und bald nachher mit der Predigt in der Landessprache beginnen konnte. Diese rasche Erlernung der schwierigen Sprache wird von allen Lebensbeschreibern des Heiligen mit Recht als ein Wunder bezeichnet. Er glaubte aber hierdurch noch keines-

wegs genügend auf den wichtigen Besuch am Hofe des japanischen Fürsten gerüstet zu sein, sondern bereitete sich durch anhaltendes Gebet und strenge Bußwerke darauf vor. Am 29. September 1549, am Feste des hl. Michael, begab sich der hl. Franz Xaver zum Fürsten, nachdem er in ganz besonderer Weise dieses Unternehmen und ganz Japan dem Schutze des Führers der himmlischen Heerschaaren empfohlen hatte. Der Fürst und die Fürstin nahmen den Apostel mit großer Ehrfurcht auf. Der Tag genügte ihnen nicht, den Heiligen von der christlichen Religion reden zu hören; bis tief in die Nacht lauschten sie seinen begeisterten Worten. Den größten Eindruck machte auf das für Edelsinn empfindliche Herz der Japaner die Thatfache, daß dieser Mann und seine Gefährten so viele tausend Stunden über das weite Weltmeer und durch dessen zahl-



Kirche des hl. Franz Xaver in Malacca. (Nach einer Photographie.)

lose Gefahren gekommen seien aus keinem andern Grunde, als um ihnen die Kenntniß des wahren Gottes zu bringen. Diese edle Uneigennützigkeit und dieser Heldennuth waren in ihren Augen ein schwerwiegender Beweis für die Götlichkeit der Lehre, welche die Fremdlinge predigten. Der König stellte dem Heiligen manche Frage, welche von seiner Geistesstärke



Japanische Fürsten und Höflinge in Kriegstracht aus der Zeit des hl. Franz Xaver.

zeugten. Unter anderem sagte er, wenn die neue Lehre die wahre sei, so möge sich Franz Xaver nur auf einen harten Kampf mit der Hölle gefaßt machen. Als er den Wunsch des Apostels erfuhr, nach Miako, der Hauptstadt Japans, zu reisen und die Lehre Christi am Kaiserhofe zu predigen, widerrieth er ihm. Die Stadt sei augenblicklich durch Bürgerkriege beunruhigt, sagte er, und die Jahreszeit zu dieser Reise nicht günstig; später werde er ihn zur See hinführen lassen. Die Erlaubniß, in seinem Fürstenthume das Evangelium zu predigen, ertheilte er ihm aber gerne und bestätigte dieselbe wenige Tage später durch ein eigenes Edict.

Der Hauptzweck des Besuches war erreicht: die Predigt des Evangeliums wurde gestattet, und die Ehre, welche der Fürst dem Prediger der fremden Lehre erwiesen hatte, trug viel dazu bei, daß dieselbe zuerst aus Neugier, dann mit Aufmerksamkeit und Ernst angehört wurde. Bei dem Unterrichte gingen der Heilige und seine Gefährten so voran, daß sie zuerst zeigten, die Götterfabeln der in Japan herrschenden buddhistischen oder sintoistischen Religion seien eitel Lug und Trug. Dann trugen die Missionäre den Zuhörern die Gebote Gottes vor, und zeigten, wie vernunftgemäß und heilig dieselben seien. Erst wenn so die Zuhörer vorbereitet waren, verkündeten ihnen die Missionäre auch die Geheimnisse der christlichen Religion und suchten dieselben durch Gleichnisse und Beweise dem Verständnisse näher zu bringen. Allein da geschah es nicht selten, daß die Japanesen, welche bisher mit Bewunderung dem Unterrichte gefolgt waren, achselzuckend und hohnlachend sich entfernten, wenn sie von einem Gott in drei Personen oder von einem Mensch gewordenen und an's Kreuz geschlagenen Gotte hörten. So war es ja auch dem hl. Paulus ergangen, als er in Athen die Lehre von der Auferstehung predigte. Manche aber waren so vernünftig, daß sie ihr Urtheil über diese auf den ersten Blick widersprechenden, jedenfalls unbegreiflichen Wahrheiten aufschoben, überzeugt, sonst so kluge und weise Männer könnten doch nicht eine so weite und gefährvolle Reise unternommen haben, um ihnen Fabeln vorzutragen. Sie suchten also nur um so eifriger die Lehre der Missionäre zu verstehen, und Gott segnete ihre Liebe zur Wahrheit. Noch vor Ablauf des Jahres erfolgten manche Bekehrungen. Der erste, welcher nach den Mitgliefern der Familie Pauls die heilige Taufe erhielt, war ein armer Mensch von niederer Herkunft, als ob der Herr zeigen wollte, daß er auch in dieser Mission die Armen und Demüthigen zuerst um sich versammle. Dieser Neubekehrte bekam den Namen Bernard; er schloß sich in der Folge als treuer Diener und Gefährte den Missionären an.

Die Briefe des hl. Franz Xaver aus Japan sind voll Versicherungen, in welch' hohem Ansehen im ganzen Lande die Bonzen, die buddhistischen Mönche, standen. Ihre Zahl muß sich auf Hunderttausende belaufen haben. Ihr größtes Kloster, Hiezjan am Biwa-See, nicht weit von der Hauptstadt, das zwei Jahrzehnte nach Franz Xavers Ankunft von Nobunaga nach fast tausendjährigem Bestande zerstört wurde, soll allein 500 Tempel gehabt haben. Die Bonzen bildeten die Klasse der Gelehrten; in ihren Schulen und Hochschulen wurden alle einflußreichen Männer herangebildet; das Volk hatten sie durch die Lehre, sie allein bewahrten es trotz seiner Sünden vor der Hölle, wosern man ihnen nur Geld genug gäbe, ganz in ihrer Gewalt. Der Heilige konnte sich nicht genug wundern, daß das Volk die Bonzen trotz ihrer offenkundigen Unsitlichkeit und unnatürlichen Laster so hoch achte, und erklärt es aus dem

Umstande, daß sich die Japanesen in Folge von Erziehung und Gewohnheit dieser Sünden wenig schämen. Durch ihre Mäßigkeit machten sie in den Augen der Menge diese Verbrechen gut. „Nach ihren Sagenen enthalten sie sich vollständig von Fleisch, Fisch und Wein, leben einzig und allein von Gemüsen, Obst und Reis, und essen nur einmal im Tage.“

Der hl. Franz Xaver sah wohl, daß der Sieg der christlichen Religion entschieden wäre, wosern er diese Vorkämpfer der herrschenden Religion für die Wahrheit gewänne. Den Versuch wenigstens mußte er also machen. Mit seiner gewohnten Freundlichkeit und Demuth begab er sich zum Oberhaupt der Bonzen von Rangorima. Dieser Vorsteher, der nach den Worten des hl. Franz Xaver „wie ein Bischof“ unter den Seinigen geachtet wurde, war ein Greis von mehr als 80 Jahren und stand in so hohem Ansehen, daß er den Namen „Ningit“, d. h. „Herz der Wahrheit“, trug. „Daß er doch diesen Namen verdient hätte!“ ruft der Heilige aus. Derselbe wußte nicht einmal, ob die Seele des Menschen sterblich oder unsterblich sei. Franz Xaver führte vor dem japanesischen Gelehrten in überzeugender Weise den Unsterblichkeitsbeweis, und Ningit mußte gestehen, es sei ihm noch nie ein so sanftmüthiger und zugleich gelehrter Mann, wie dieser europäische Bonze, vorgekommen. Der Befehung dieser Menschen stand aber das christliche Sittengesetz und die Forderung, von ihrem angekauften Lehrstuhle herabzusteigen, im Wege. Doch bekehrten sich zwei der gelehrtesten Bonzen, welche ihre Ausbildung auf den Hochschulen von Bunda und Miako erhalten hatten. Franz Xaver erkannte die Wichtigkeit, daß diese Männer ganz besonders gut in der christlichen Religion unterrichtet würden; er sandte sie deshalb zugleich mit einigen anderen begabten Neubekehrten nach Indien, auf daß man sie in Goa zu Aposteln ihrer Heimath ausbilde.

Jetzt begannen die Bonzen aber für die Erhaltung ihrer Religion, von der sie lebten, ernstlich zu fürchten. Viele von ihnen gingen also von Haus zu Haus und mahnten die Leute, fürderhin die Vorträge der Fremdlinge, welche die Götter Japans und den Glauben ihrer Ahnen schmähten, nicht mehr anzuhören. Sie selbst besuchten die Unterrichte nur noch, um dieselben lächerlich zu machen und durch Zänkereien zu stören. Allein der Reid, die Triebfeder dieser Handlungsweise, lag zu offen, als daß die Bonzen durch ihr Gerede viel erreicht hätten. Und nun trat überdies Gott mit Wunderwerken für seine Apostel ein. Denn die Verheißung des Herrn, daß er mit den Verkündern seiner Lehre „zusammen wirken und ihre Predigt durch Wunder bekräftigen werde“ (Marc. 16, 20), ging auch in Japan glänzend in Erfüllung.

Nur eines dieser Wunder, welche Gott durch seinen Diener Xaver wirkte, sei hier erwähnt: eine Tobtenerweckung, welche auch in die Akten der Heiligsprechung aufgenommen ist. Ein angesehenener Japanese verlor sein einziges Töchterchen durch den Tod, und dieser Verlust seines Lieblings ergriff ihn so, daß man selbst für sein Leben fürchtete. Zwei Neubekehrte, welche ihm die üblichen Trauerbesuche machten, wurden von seinem übergroßen Schmerze so ergriffen, daß sie ihm den Rath gaben, er solle den Gott der Christen um die Zurückgabe seines Töchterchens bitten, und den großen Lehrer der Portugiesen als Fürsprecher dieser Bitte angeben. Der tiefbetrübte Vater faßte Hoffnung; er ging und warf sich dem Heiligen zu Füßen und beschwor ihn mit Thränen in den Augen, ihm sein Kind wieder zu schenken. Franz Xaver wurde von dem Schmerze des

Waters, der demselben beinahe Sprache und Vernunft nahm, tief ergriffen, so daß auch er kein Wort hervorbringen konnte. Rasch erhob er sich seufzend und schloß sich mit dem Laienbruder Fernandez in seine Hauskapelle ein, und beide schickten vereint eines jener demüthigen und glühenden Gebete zum Himmel empor, welche die Wolken durchdringen. Augenblicklich fühlte sich der Heilige erhört; er kehrte in das Zimmer zurück, in welchem er den unglücklichen Vater gelassen hatte, und rief ihm mit der Miene eines Gottbegeisterten die Worte zu: „Gehen Sie, Herr, Ihre Wünsche sind erfüllt!“ Der Japanese, der das Benehmen des Heiligen nicht begriff, fühlte sich verletzt und verließ das Haus sehr unzufrieden. Kaum war er aber einige Schritte gegangen, da sah er einen seiner Diener auf sich zulaufen und hörte ihn schon von Weitem rufen, seine Tochter lebe. Ganz verwirrt blieb er stehen, und schon erblickte er sein Kind, welches selbst ihm entgegenkam. Noch konnte er seinen Augen nicht glauben, bis ihn das Töchterchen umarmte und liebte. Es erzählte ihm dann, im Augenblicke seines Todes sei es von zwei bösen Geistern erfasst worden, welche es in die Hölle schleppen wollten; aber zwei ehrwürdige Männer, denen es glücklicherweise begegnete, hätten es den Klauen der Unholbe entrißen, und sofort sei es wieder voll Leben und Gesundheit gewesen, es wisse selbst nicht, wie das geschehen sei. Der Vater weinte vor Freude und begriff sofort, wer diese beiden ehrwürdigen Männer waren. Als bald führte er sein wieder zum Leben erwecktes Kind in das Haus der Missionäre, und kaum erblickte dasselbe den hl. Franz Xaver und den Bruder Fernandez, da rief es, das seien seine Befreier, warf sich ihnen zu Füßen, was auch der glückliche Vater that, und beide verlangten zur Stunde, im christlichen Glauben unterrichtet und getauft zu werden.

Natürlich mußten derartige Wunder ein gewaltiges Aufsehen in Kagozima und weit durch das Land hervorrufen. Die Zahl der Bekehrten wuchs mit jedem Tage. Schon zu Anfang 1550 hatten bei hundert Personen die heilige Taufe empfangen, und unter dieser Zahl befand sich eine Hofdame des Fürsten, welche sich in der Folge durch ihre Treue und Standhaftigkeit auszeichnete. Die Bonzen erkannten also, daß es hohe Zeit sei, den Kampf gegen die fremde Religion alles Ernstes aufzunehmen. Mit geistigen Waffen hatten sie es umsonst versucht; sie riefen also, wie das zu allen Zeiten geschah, die Staatsgewalt zu Hülfe. In einer Versammlung beschloßen die Führer der verschiedenen Secten einmüthig, vom Fürsten das Verbot

der neuen Religion zu verlangen. Sie schickten deshalb die angesehensten Lehrer an den Hof und fragten, ob der Fürst wirklich entschlossen sei, die alten Landesgötter zu entthronen und einen Gekreuzigten an ihrer Stelle anzubeten? ob er denn glaube, diese drei Bettler, welche aus Indien hergelaufen seien, hätten mehr Kenntniß als sie, und China und Japan, die erleuchteten Länder der Erde, befänden sich in der wichtigsten Frage, der Religionsfrage, seit Jahrtausenden im Irrthum? Sie hätten diese Erkenntniß noch nicht gewinnen können. Wenn er aber noch an die Wahrheit der alten Götter glaube und dennoch die Predigt und Ausbreitung dieser neuen Religion, welche ihre Götter verlästere, dulde, so sei er doppelt strafbar. Was wohl die anderen Fürsten, was der Kaiser zu einer solchen Handlungsweise und zur Begünstigung einer fremden Religion, welche die Grundlagen des Staates angreife, sagen würden? Sie würden zweifelsohne die Waffen gegen ihn erheben, und mit ihnen würden sich seine eigenen, den alten Göttern treuen Unterthanen verbünden; denn man sei den Göttern mehr Gehorsam schuldig als einem sterblichen Menschen. Und wenn er vor den Menschen nicht weiche, so möge er wenigstens vor der Rache der zürnenden Götter zittern.

Solche und ähnliche Worte rebeten die Bonzen zu dem Fürsten, und sie blieben nicht ohne Erfolg. Ein unvorhergesehener Zwischenfall brachte die Entscheidung. Portugiesische Rauffahrer gingen nämlich statt in Kagozima in einem Hafen der benachbarten Insel Firando, mit deren Herr der Fürst von Satsuma in Fehde lebte, vor Anker. Das wurnte dem Fürsten, und er erließ ein Edict, welches seinen Unterthanen bei Todesstrafe verbot, dem Dienste der Landesgötter zu entsagen.

Wer noch nicht Christ war, zog sich auf dieses Geheiß hin von den Missionären zurück; die kleine Gemeinde aber blieb treu und schloß sich um so inniger an ihre Hirten. Der heilige Geist wirkte in den Herzen dieser Neubekehrten Wunder der Gnade; namentlich waren sie überaus durchdrungen von Dankbarkeit für ihre Berufung zum Christenthum, und so bereit, ihr Leben für dasselbe hinzugeben, daß der hl. Franz Xaver getrost an die längst geplante Reise nach der Hauptstadt Japans denken durfte. Durch eine Reihe von Unterweisungen über das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi bereitete er die Neubekehrten auf die Kämpfe vor, die ihrer harrten, und verließ im September 1550 den Schauplatz seiner ersten Thätigkeit in Japan.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Vikariat Kweichow. Der Aufstand, welcher die Mission von Ost-Sutschuen verheerte und dessen traurige Veranlassung und Folgen wir in der letzten Nummer erzählten (vgl. Jahrgang 1886 S. 255), hat auch die im Süden angrenzende Mission von Kweichow in Mitleidenschaft gezogen. Msgr. Guichard, der apostol. Vikar dieses Missionsprengels schreibt darüber an die Vorsteher des Pariser Missionsseminars:

„Mit Thränen in den Augen und blutendem Herzen melde ich ihnen unser Unglück. Alle Kirchen in Sutschuen wurden geplündert, dem Erdboden gleich gemacht oder verbrannt. Auch wir wurden mit in das Verderben hineingezogen. Zu Tong-se

wurde die Kirche zweimal angegriffen. Schon flogen die Thore in Splitter, schon waren unsere Mitbrüder, die PP. Ronat, Terrot und Palissier, in der Gewalt der Räuber, als der Mandarin der Stadt sie eben noch rechtzeitig errettete und den Pöbel zerstreute. Der Militär-Mandarin stellte mehrere Schutzposten auf; aber unsere Mitbrüder haben wenig Vertrauen auf diese Soldaten, da dieselben stets die ersten sind, wenn es an's Rauben geht. Zu Su-yang, einem Landstädtchen, wurden alle Häuser, welche zur Missionskirche gehören, geplündert und niedergebrannt; die Wohnungen der Christen theilten dasselbe Loos. P. Thomas Lin, einer unserer besten chinesischen Priester, wurde zugleich mit einem Katechisten und einem noch nicht getauften Katechumenen ermordet. Die Christen irren in der größten

Noth im Gebirge umher und wagen nicht, sich bei Tage zu zeigen, aus Furcht ermordet zu werden. Viele sterben vor Hunger. Die Kirche in der Stadt steht zwar noch, ist aber mehr als gefährdet. P. Jouishomme, der Missionär von Su-yang, dessen Vikar der gute P. Lin gewesen ist, schreibt mir die folgenden Einzelheiten über dessen Ermordung: „P. Lin war auf dem Rückwege von Tsen-ny, wo er P. Bobinier besucht hatte, und hielt sich in Pu-lao-tschang auf. In der Nacht griff man die Kirche an; der Kampf dauerte bis zum Morgen. Als die Angreifer eindringen, rettete sich P. Lin in ein Nachbarhaus, wurde aber bald mit Gewalt aus demselben herausgerissen. Sie beraubten ihn seiner Kleider und schleppten ihn an einem Fuße zu einem Laternenpfahl nicht weit von der Kirche. Mit ausgespannten Armen banden sie ihn an diesen Pfahl und

mißhandelten ihn so mit Messerstichen, Fußtritten und Faustschlägen, daß alle seine Glieder verwundet waren; doch tödteten sie ihn nicht sofort. Der Mandarin des Zollamtes sagte, er nehme ihn unter seinen Schutz; aber die Mörder entgegneten, sie würden ihn nicht mehr loslassen. Später schleppten sie ihn an das andere Ende des Marktes, versetzten ihm dafelbst noch einige Messerstiche, und die Seele meines guten Vikars schwang sich zum Himmel empor. Sie hätten ihn vielleicht noch länger gequält; aber ein Platzregen veranlaßte sie, der Marter ein Ende zu machen. Der Mandarin von Tscheng-gant-scheu reiste gerade durch Pu-lao-tschang und war Zeuge dieser Auftritte. Er bestürmte den elenden Mandarin von Su-yang, mit Entschiedenheit gegen diese Mordthaten einzuschreiten. Derselbe hatte noch keine Hand gerührt; jetzt aber begab er sich nach



Kapelle N. I. J. vom Berge bei Malakka. (Nach einer Photographie.)

Pu-lao-tschang, verhaftete einige Räubersführer, ließ zweien den Kopf abschlagen, und die übrigen drei oder vier sitzen noch im Kerker. — Der Katechist Lo, welcher bis zum letzten Athemzuge dem P. Lin treu blieb, wurde im Hofe des Missionshauses ermordet, als man den Priester auf die Straße hinausschleppte. Sie hatten schrecklich zu leiden! Man kann diese beiden wohl Blutzengen nennen. Zwei Christen brachten die Leichen nach der Stadt, damit der Mandarin ihre Wunden sähe. Der ganze Leib war damit bedeckt; am schlimmsten war P. Lin zugerichtet; er hatte 80—100 Wunden.

In Tsen-ny geht, wie P. Bobinier berichtet, ebenfalls alles drunter und drüber. Die Missionäre mußten sich mit ihrer Herde in das Gerichtsgebäude unter den Schutz der Mandarine

flüchten. Unterwegs wurden zwei Christen auf offener Straße und am hellen Tage, ein dritter am gleichen Tage in seinem Hause erschlagen. P. Bobinier ist von einem Lanzenstiche leicht verwundet. Kirchen, Apotheken, Wohnhäuser wurden geplündert und niedergebrannt. Viele Christen irren in höchster Noth im Gebirge umher.

Annam.

Apostol. Vikariat West-Tongking. Das entsetzliche Unglück, welches im Gefolge des französischen Krieges über die Missionen Ostasiens hereinbrach, scheint noch lange nicht sein Ende erreicht zu haben. Msgr. Puginier schreibt den 10. September 1886:



Teich und Tempel-Pyramide von Ranjivaram. (Nach einer Photographie.)

„Soeben erhalte ich die Bestätigung neuer Mordbrennereien, denen jetzt eine vierte Pfarrei im Bezirke Thanh-hoa zum Opfer fiel; es ist die Pfarrei Ke-ben; sie bestand aus 20 kleinen christlichen Weilern und zählte mehr als 1800 Seelen. Alle diese Weiler sind geplündert worden; daß überdies grauenhafte Mordthaten verübt sind, steht ebenfalls fest; doch kenne ich die Zahl der Ermordeten noch nicht. Die wenigen Christen, die mit Lebensgefahr über das Gebirge flüchteten, konnten uns das Unglück nur in großen Zügen schildern; Einzelheiten wußten sie wenige.

Diese Pfarrei wurde am 3. Januar 1884 schon einmal gründlich verheert und die Bewohner mußten 10 Monate in der Fremde umherirren. Der dritte Theil der Bevölkerung des Hauptortes Ke-ben fiel damals unter dem Mordstahl. Da wurde auch der 90jährige Katechist Hao, der die niederen Weihen hatte, zugleich mit den Zöglingen des Pfarrhauses und einem großen Theile der Christen lebendig verbrannt. Die Mandarine banden sie an hölzerne Pfosten, füllten die Zwischenräume mit Stroh, stellten ringsum einen Kreis Bewaffneter und steckten das Gebäude an. Noch lange hörte man die Stimme des greisen Klerikers, dieses heiligmäßigen Glaubenshelden, dessen Leben ich in einem Briefe mittheilte, den die „Katholischen Missionen“ seiner Zeit veröffentlichten (vgl. Jahrgang 1884 S. 146). Mit dem Startmuth eines hl. Laurentius forderte er seine Leidensgenossen, als sein Leib schon brannte, zu Akten der Reue, der Feindesliebe, der Hingopferung ihres Lebens und der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes auf. Erst als die Seele den Leib dieses Dieners Gottes verließ, hörte er auf zu predigen. Es war ein wunderbares und wahrhaft himmlisches Schauspiel auf Erden!

Mehrere Augenzeugen und Leidensgenossen haben diese Thatfache bestätigt. Ein Mädchen von 17–18 Jahren war zugleich mit seinem Vater und seiner Mutter an eine Säule gebunden; die Stricke aus Bambusfasern wurden rasch vom Feuer verzehrt, und das Mädchen konnte auf einer nicht so scharf bewachten Seite entkommen. Es schreibt seine Rettung der hl. Jungfrau zu; ich erzähle nur die Thatfache und will sie nicht als Wunder bezeichnen und stelle Gott das Urtheil anheim, zufrieden an seine Vorsehung zu glauben und ihm zu danken. Ein Mann von etwa 30 Jahren war ebenfalls mit seiner Frau und einem Kinde an eine Säule gebunden. Schon hatte die Flamme seine Schulter und einen Theil des Leibes versengt, als es ihm glückte, die vom Feuer ergriffenen Bande zu sprengen. Ob nun die Soldaten ihn nicht sahen oder aus Mitleid laufen ließen, weiß ich nicht. Kurz er lief, von seiner Brandwunde gequält, im Glauben, er werde verfolgt, weit fort und rettete sein Leben. Eine dritte Person wurde auf noch wunderbarere Weise gerettet. Diese drei Personen und noch ein Vierter, der ebenfalls mit dem Leben davon kam, sind die Zeugen dieses Ereignisses.

Der Pfarrer, welcher im Augenblicke des jetzigen Unglücks in Folge eines Krankenvergehens von Ke-ben abwesend war, schreibt mir, daß alle Einwohner ermordet seien. Sie flüchteten in der Stunde der Gefahr in ein Nachbardorf zur Wittve eines Mandarins, welcher ihnen im Jahre 1884 eine Zufluchtsstätte geöffnet und ihnen so das Leben gerettet hatte. Dießmal bestanden die Rebellen auf ihrer Auslieferung und hieben alle nieder. So sind also in dem Bezirk Thanh-hoa von sechs Pfarreien vier vollständig vernichtet. Und auch von den zwei noch übrigen wurden bereits mehrere christliche Weiler geplündert und niedergebrannt.

In dem Bezirke Son-Tay haben die Rebellen den Geistlichen der Pfarrei Dü-bo, der nördlichsten unserer Mission, gefangen genommen. Dieser hochverehrte Priester predigte in dem kleinen Christendorfe Ngoi-hoa, in dessen Nähe sich ein französischer Posten befindet. Schon im Juni hatte man ihm den Hauptort seiner Gemeinde und noch eine andere Ortschaft niedergebrannt und eifrig Jagd auf ihn gemacht. In der Nacht vom 28. auf den 29. August hörte dieser Priester die Beichten seiner Christen, als eine Schaar von 10 Bewaffneten die Hausthüre zertrümmerte, während eine zweite Abtheilung den Hof besetzt hielt. Die Mordgesellen ergriffen zuerst die beiden Katechisten und gaben dem einen, den sie für den Pfarrer hielten, drei Säbelhiebe. Der Pfarrer war eilig entsprungen und hatte sich in einem Gebüsch verborgen. Aber sie fanden ihn und verfehten ihm einen gefährlichen Hieb über den Unterleib. Ja man riß ihm alle Kleider vom Leibe, trat ihn und schleppte ihn nackend in's Haus. Der französische Posten, den man zu Hülfe rief, verfolgte die Feinde, konnte sie aber nicht einholen. Was ist aus diesem frommen Priester geworden? Ich zweifle nicht an seinem Tode. Das sind die Ereignisse der letzten 14 Tage.“

Hinterindien.

Das apost. Vikariat Süd-Birmanien betrauert den Tod eines seiner Missionäre, der unter der Hand von Mördern gefallen ist. P. Biet ist der Name des Ermordeten; er war 1843 in der Diocese Langres geboren und wirkte seit 1868 in der Mission von Birma. Am 4. September besuchte dieser eifrige Missionär eines seiner Pfarrfinder, einen gewissen Herrn Ramos. Es war gegen Abend und der Priester saß mit diesem Herrn, dessen Gemahlin und Töchtern in ruhigem Gespräche, als plötzlich Fremde gemeldet wurden. Herr Ramos ging ihnen entgegen; an der Treppe begrüßten sie ihn mit Revolvergeschüssen und Dolchstichen und streckten ihn todt zu Boden. Die Frau und das Kind des Ermordeten flohen durch ein Seitenzimmer; der Missionär aber wurde ebenfalls getödtet. Man fand seine Leiche am Fuße der Treppe, von zwei Revolverkugeln und sieben Dolchstichen durchbohrt. Die Untersuchung stellte heraus, daß Herr Ramos der Rache einiger chinesischen Kaufleute zum Opfer gefallen war. Dieselben hatten die Mörder gebunden; die Ermordung des Missionärs war dabei keineswegs beabsichtigt. Da aber P. Biet zufällig im Hause war, räumten ihn die Banditen ebenfalls aus dem Wege in der Absicht, den Zeugen ihrer That zu beseitigen. Groß ist die Theilnahme, welche die Bevölkerung von Moulmein ohne Unterschied der Religion und der Nationalität den Missionären erwies. Die Leiche wurde zuerst in seiner Missionskirche zu Maiangoon aufgebahrt; Tag und Nacht hielten die Christen bei ihrem geliebten Vater Tobtenwache. Dann brachte man sie nach Moulmein in die Hauptkirche des hl. Patriz, wo unter ungeheuerem Zubrang feierlicher Tobten-gottesdienst gehalten wurde. Ein Bruder des Ermordeten, ebenfalls Missionär, starb auch durch Mörderhand; er wurde auf der Reise nach der Mandchurei 1856 durch Seeräuber in's Meer gestürzt. Ein naher Freund des Ermordeten, P. Beaulieu, wurde in Korea hingerichtet. R. I. P.

Vorderindien.

Apost. Vikariat West-Bengalen. Ueber die Missionen in den sog. „Sunderbunds“, den Sumpfigenden an der Gangesmündung, schreibt uns P. Maene S. J. den folgenden interessanten Brief:

„Die Leser der ‚Kath. Missionen‘ werden sich an den Namen und das Bild des P. Gossinet¹, des P. Broër² und noch mancher anderer Landsleute erinnern, welche als unermüdlche Arbeiter in den Missionen an der Gangesmündung arbeiteten. Sie haben gezeigt, was deutsche Ausbauer vermag; sie haben den Baum gepflanzt, der jetzt in 29 Dörfern Früchte des Heiles bringt. Sie mußten das Werk beginnen; dank ihrer Arbeit zählen wir jetzt in den Sunderbunds nahezu 1500 Katholiken. Am 1. August 1886 hatten wir 1189 Getaufte und 272 Katechumenen. Vom 1. August 1885 bis 1. August 1886 haben wir 57 Kinder und 7 Erwachsene getauft, 14 Protestanten in die Kirche aufgenommen und 1915 Beichten gehört. Nach dem Tode des P. Seelbrägers, der letztes Jahr dem mörderischen Klima und seinen Arbeiten zum Opfer fiel, haben jetzt P. Vandaeert und ich die Sorge für die 29 zerstreut liegenden Dörfer. Sie können sich denken, welche Last und Arbeit es macht, die Neubelehrten in diesem weiten Umkreise, der einer bedeutenden europäischen Diöcese gleichkommt, aufzusuchen. Ich will Ihnen ein Beispiel geben! Als ich diesen Brief anfang, wurde ich aus dem Mittelpunkt der Mission (Morapai) nach dem in südwestlicher Richtung entlegenen Dorfe (Khari) abgerufen. Ich werde sieben Stunden zu Schiff fahren müssen, um dorthin zu gelangen. Wir sind jetzt in der Regenzeit; jeden Augenblick kann uns ein Guß durchnässen. Das ganze Land von Calcutta bis zum Meere ist jetzt ein einziger See. Die Reisfelder, der Reichtum des Sunderbunds, welche durch unermüdlche und gefährvolle Arbeit dem Dickichte, das vordem der bengalische Tiger bewohnte, abgerungen wurden, sind jetzt alle unter Wasser. Diese weiten und beschwerlichen Fahrten tragen aber auch die Schuld, daß die Arbeit des Missionärs lange nicht so fruchtbar ist, als wenn er an einem und demselben Orte bleiben könnte. Wir hoffen, die Knabenschule, welche P. Delplace in Morapai eröffnete und welche jetzt etwa 60 Kinder zählt, werde diesem Uebelstande einigermaßen abhelfen, indem die Knaben nach ihrer Rückkehr in die Heimathdörfer daselbst als Lehrer den Missionär theilweise ersetzen. Welche Mühe hat aber diese Schule den Missionären Anfangs bereitet! Man muß die Knaben natürlich ernähren, kleiden und für Alles sorgen. Sie lernen lesen und schreiben — nicht englisch, sondern bengalisch — auch etwas rechnen, vor allem aber den Katechismus, so daß sie selbst später darin Lehrer sein können. Für die Mädchen konnte bis jetzt nicht viel geschehen. Wir müßten Schwestern haben, welche dieses Werk übernehmen würden. Die Möglichkeit desselben leuchtet ein; denn der Mutter fällt ja bei der Kindererziehung ein hervorragender Theil zu. Aber wir müßten zu diesem Zwecke Geld haben zur Einrichtung des Hauses, zum Unterhalte der Schwestern, und dieses mörderische Klima, das ungesundeste Bengalens, welches schon so viele Missionäre hinwegraffte, würde uns für die Gesundheit der Schwestern ganz besondere Opfer auferlegen. Ich möchte gerne zur Erreichung dieses Planes mich an die Großmuth Ihrer Leser wenden. Gewiß würden wir nach einiger Zeit, wie in Madura, auch hier eingeborene Schwestern haben. Und wenn einmal für die Erziehung von Vater und Mutter gut geforgt ist, so wird auch hier Beruf zum Priesterstande zu hoffen sein. Mit eingeborenen Priestern aber, welche das Klima besser ertragen können, würde unsere Mission eine noch viel hoffnungsreichere Zukunft haben.

In 15 verschiedenen Dörfern haben wir offene, mit Stroh bedeckte Kapellen. Im Hauptorte ist jetzt ein kleines Kirchlein beinahe vollendet. Noch fehlt uns ein Fußboden und eine Decke; wir denken nicht an Marmormplatten, ein einfacher Cementboden wäre uns schon genug. Könnte nicht einer Ihrer Leser etwas dazu beitragen? Von dem Priesterhause will ich nicht reden; es ist eine elende Hütte aus Lehm und Stroh. Wir wollen zuerst das Haus Gottes bauen und zuletzt an uns selbst denken.“

Nordamerika.

Von der Ankunft der Franziskanerinnen aus Heythuysen in der neuen St.-Franziskus-Mission unter den Indianern in Dakota haben wir bereits im letzten Jahrgange S. 197 ff. berichtet. Seither sind uns zwei neue Briefe zugegangen, welche den glücklichen Beginn und Fortgang der Arbeiten erzählen.

„Liebe, würdige Mutter! Schon lange war es mein Voratz, Ihnen von unserer Mission abermalige Nachricht zu geben. Die Postverbindung ist hier, weit außer der civilisirten Welt, etwas schwieriger. Briefe werden nur durch die 2—3 Stunden entfernte Rosebud Agency, und zwar durch reitende Boten vermittelt, während Pakete und Frachtgut für die Mission auf der nächsten Eisenbahnstation Valentine abgeholt werden müssen. Mit Wagen und Pferden braucht man für diese Strecke jedesmal zwei Tagereisen. Daraus ersehen Sie, daß wir in vollkommener Abgeschiedenheit und Zurückgezogenheit von der ganzen Welt bei unsern lieben Indianern leben. Außer einigen zerstreut liegenden Zelten der Dakotas sehen wir nichts als den tiefblauen, heiteren Himmel und die unermesslichen, wogenden Prairien, welche, in zartes Grün gekleidet, einen reizenden Anblick gewähren (vgl. das Bild S. 21). Bis in die letzten Jahrzehnte waren diese Steppen der Tummelplatz wilder Büffel- und Renntierherden, zwischen denen Bären und Schlangen ihr Unwesen trieben. Wie oft wünsche ich Sie, liebe, würdige Mutter, und alle lieben Schwestern hierher, damit Sie sich einmal mit uns an dem Anblick der wunderschönen Gottesnatur erfreuen könnten. Keine Fabrik, keine Eisenbahn, kein Maschinengetöse unterbricht hier die feierliche Stille. Sie werden sich vielleicht wundern, daß die Schulen noch nicht begonnen haben. Leider macht uns die Einrichtung des Hauses noch so viel Arbeit, daß wir bisher keine Kinder aufnehmen konnten. Werden die kleinen Wilden nämlich nicht von vornherein an Ordnung gewöhnt, so finden sie keinen Unterschied zwischen ihren ‚Tipis‘ (Zelten) und der Anstalt. Bis jetzt sind ungefähr 30 Betten für die Mädchen fertig, für weitere 20 sind Betten, Decken, Kissen auch schon in Ordnung, und wir sind fleißig beschäftigt, Leintücher, Handtücher, Kissenüberzüge für die Knaben, für welche ebenso viele Betten vorhanden sind, zu nähen. Die Erziehung und den Unterricht in passenden Handwerken besorgen für die Knaben die hochw. Patres und Brüder, während uns Schwestern die Sorge für die Mädchen obliegt. Sie müssen alle Hausarbeiten, waschen, kochen, Garten- und Handarbeit, lesen und schreiben lernen. Da es uns bei so vielfacher Beschäftigung unmöglich ist, für alle Kinder in so kurzer Zeit vollständige neue Anzüge zu machen, hat der hochw. P. Superior die Kleider für 50 Knaben und 50 Mädchen in Buffalo bei den Schwestern vom guten Hirten bestellt. Wenn bis zur Ankunft der Kleider das Haus soweit eingerichtet ist, kann um Pfingsten, also mit Hülfe des heiligen Geistes, die Schule eröffnet werden. — Unsere Existenz ist einstweilen auf die Gnade Gottes und die Barmherzigkeit

¹ Jahrgang 1884, S. 177.

² Jahrgang 1886, S. 85.

guter Leute gegründet. Wenn die armen Dakotas in ihren Zelten wüßten, wie die Patres mit Hämmern und Schreibern sich den ganzen Tag abmühen, um das Haus in Ordnung zu bringen, worin ihre Kinder und sie selbst den lieben Gott kennen lernen sollen, und wenn sie eine Erkenntniß davon hätten, was es heißt, katholisch erzogen zu werden, sie würden den Patres die Werkzeuge aus der Hand nehmen, anstatt wie jetzt in ihren großen, weiten Umschlagtüchern am Boden liegend unthätig gemüthlich zusehen. In Anbetracht der großen Trägheit und Unbeständigkeit der Wilden fühlen wir uns stets gedrängt, unsere ganze Hülfe vom lieben Gott, der Gewalt über alle Herzen hat, zu erwarten. Schwer wird es einem von Kindheit auf an Unthätigkeit gewöhnten Geschlecht sein, sich zu einem arbeitsamen, regelmäßigen Leben zu bequemen. Wir hoffen

jedoch, ohne uns im Geringsten entmuthigen zu lassen, auf so viele vereinte Gebete. Gewiß werden sie den Segen Gottes auf unseren guten Willen herabrufen. Beten Sie, liebe, würdige Mutter, sowie alle lieben Mitschwestern recht für uns und unsere Mission. Wie viel Interessantes könnte ich noch erzählen. Doch, wollte ich auf alle Einzelheiten eingehen, es gäbe ein ganzes Büchlein. Für heute nur etwas. Der zweite Häuptling, der „große Truthahn“, von dem ich Ihnen im ersten Briefe schrieb, ließ vor einigen Wochen ein englisches Schriftstück an den hochw. P. Superior richten. Der geistreiche Inhalt des Sendschreibens war folgender: „I wish, ich wünsche, daß Sie morgen für alle Indianer ein großes Diner bereiten, weil — sie es so sehr lieben.“ Am anderen Tage, einem Samstag, kamen gegen Mittag auf diese Selbsteinladung



Bewohner von Kwitseeu.

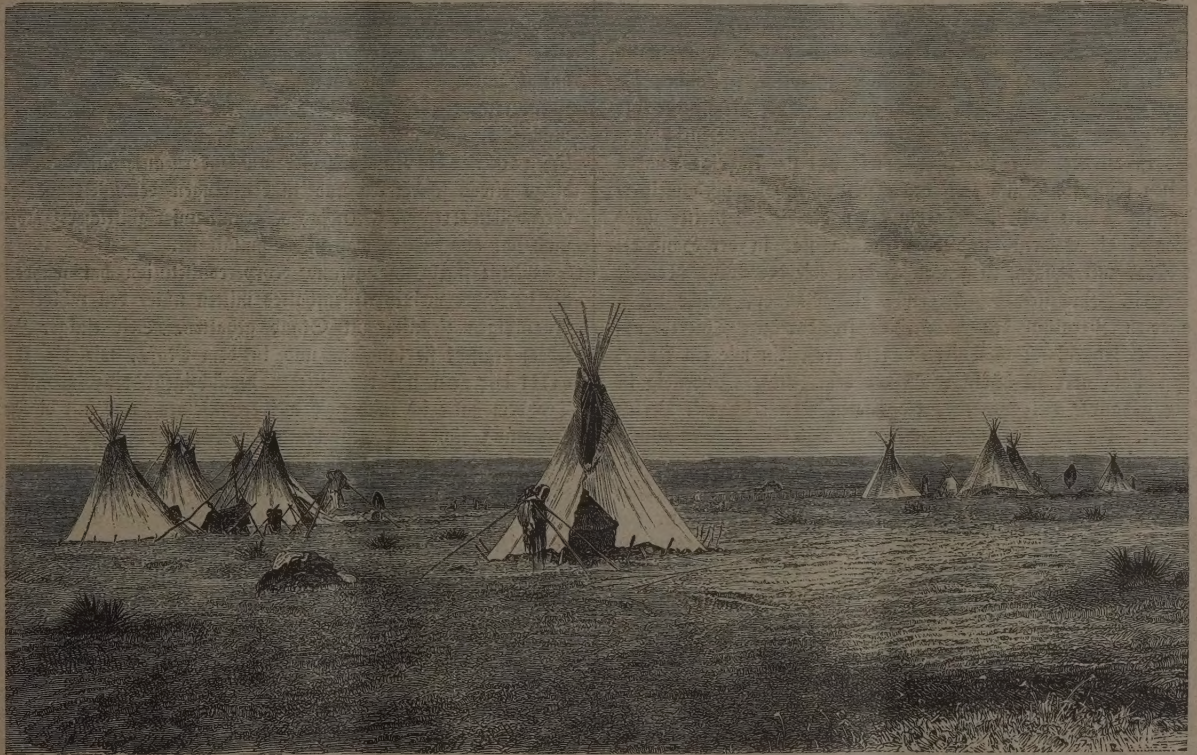
von allen Seiten allerlei Pferdewagen, Ponies- und Ochsenfuhrwerke mit roth und gelb tätowirten Dakotas zu dem großen Diner, woraus für heute freilich nichts wurde. Der hochw. P. Superior hatte dem Häuptling auf seinen Brief geantwortet, wir hätten keine Zeit, große Diners zu veranstalten, die Indianer sollten arbeiten. Für den Anfang des Schuljahres ist dann den Wilden ein Festessen zugesagt worden. Nachdem die ganze Versammlung, welche mit Federbüschen und seltsamen Kostbarkeiten, dem Erbgute ihrer Ahnen und Urahnen, geschmückt war, bis gegen 2 Uhr im künftigen Speisesaale der Kinder geduldig gewartet und den ganzen Raum in die dichten Rauchwolken ihrer Friedensspeife eingehüllt hatte, fuhren sie alle gemüthlich wieder heim. Wir hatten uns die ganze Zeit nicht um sie gekümmert und ließen sie mit der Vorstellung vom

großen Diner und leerem Magen abziehen. Am verfloffenen Sonntag zeigte uns der „große Truthahn“ den Brief des hochw. P. Superior. Obgleich er keine Silbe davon lesen konnte, bewahrte er ihn trotzdem als kostbaren Schatz. Der Häuptling schenkte uns eine braune Friedensspeife und erklärte uns, so gut er konnte, wie man damit umgehen müsse. Seine Tochter, ein frisches, ja ganz artiges, fünfzehnjähriges Mädchen, stellte er uns mit großem Stolz vor. Sie soll auch unsere Schule besuchen. An einer Kette aus fingerlangen weißen und gelben Perlen trug das Mädchen neben allerhand Kostbarkeiten fremdartige Thierzähne. An einem handbreiten Perlengürtel hing eine schwarze Lederseide, worauf uns der Vater aufmerksam machte. Als wir dieselbe öffneten, fanden wir ein langes scharfes Schlachtmesser, das unsere künftige Schülerin mit

Wohlbehagen betrachtete. Vor einigen Wochen besuchte uns ein ganz alter, ächter, rothhäutiger Indianer, der eine Friedenspfeife seltsamer Art bei sich trug. An einem langen getieigten Stiele befand sich eine große, scharfe, silberblanke Art, deren ausgehöhlter Knopf ihm als Pfeife dient. Wollte nun einer seine friedliche Gesinnung in Zweifel ziehen oder die Pfeife zurückweisen, so machte er kurzen Prozeß. Erschrecken Sie jedoch nicht, liebe, würdige Mutter, niemand thut uns im geringsten etwas zu Leid; die Indianer haben im Gegentheil große Ehrfurcht vor uns, und ein einziger Wink genügt, um ein Duzend oder noch mehr dieser rothhäutigen Wilden aus der Küche zu entfernen. Gewöhnlich kommen sie nämlich hierhin, um die heiligen Frauen, wie sie die Schwestern nennen, zu sehen und zu begrüßen. Uebrigens muß ich Ihnen im Vertrauen gestehen,

daß ich es als eine große Gnade vom lieben Gott ansehen würde, wenn mir am Abende des Lebens die Martyrerkrone in Aussicht stände. Wahrlich, ein ganzes Leben mühseliger Arbeit wäre kein zu großer Preis dafür.

Nun noch in Kürze etwas über ein hiesiges Begräbniß der Wilden, wenn es überhaupt diesen Namen verdient. In der vorigen Woche kam eines Morgens um 3 Uhr ein zweispänniger Wagen, worauf Mutter und Großmutter mit der Leiche ihres 8-9jährigen Töchterchens saßen und aus Leibeskräften schrien. Das Fuhrwerk, welches den ganzen Leichenzug ausmachte, nahm seinen Weg in einer Entfernung von ungefähr 100 Schritten an der Mission vorbei zu einem Hügel. Dort angekommen, stiegen beide ab, nahmen die Leiche vom Wagen und legten sie auf den Boden. Die Mutter vertauschte alsdann die schwarze Todten-



Indianerzelte in der Prairie.

deckte mit einer rothen, hüllte sich selbst in ein weißes Tuch und streckte sich neben dem Kinde auf der Erde aus. Als ich gegen 12 Uhr die trockene Wäsche hereinholte, verharrte sie noch in derselben Lage. Der Wagen war inzwischen fortgefahren und die Leiche wieder in eine schwarze Decke gewickelt worden. Endlich gegen 5 Uhr Nachmittags ritt der hochw. P. Fuß den Hügel hinan, um einmal nachzusehen. Er fand die trauernde Mutter und Großmutter noch immer an Ort und Stelle. Ein Grab hatten die Indianer noch nicht gemacht, da nach ihrer Ansicht die Leiche in der vielfachen Umhüllung auf dem grünen Rasen bis zum jüngsten Tage vollkommen sicher ist, obwohl Pferde und Kühe rings umher weiden. Bis vor nicht langer Zeit hängten die Indianer alle ihre Todten in den Bäumen auf. Als P. Fuß näher zusah, fand er, daß man die Leiche

zwischen vier Bretter gelegt und mit vier doppelten, dicken rothen Decken unwickelt hatte. Das Kind selbst war über und über mit Perlen, Ohrgehängen und anderen Kostbarkeiten beladen. Der hochw. Pater entfernte alle diese Sachen, sowie die Decken, und übergab sie der Mutter, welche er uns alsdann zuführte. Nachdem wir ihr eine kleine Erfrischung gereicht, gab man ihr eine Schaufel mit dem Bedeuten, für ihr Kind eine Grube zu graben. Alles muß man diesen Wilden wie kleinen Kindern vormachen, um sie an ein wenig Arbeit zu gewöhnen. Als endlich gegen 8 Uhr Alles fertig war, kam die Mutter, eine noch sehr junge Frau, zu uns zurück. Unter lebhaften Gesticulationen erzählte sie uns in ihrer Sprache eine lange Geschichte, wovon wir jedoch kein Wort verstanden. Als zufällig der Dolmetscher hereinkam, übersetzte er uns die Klagen

der Frau in's Englische. Die arme Mutter wählte, es habe jemand das Herz ihres Kindes stehlen wollen, weshalb sie den ganzen Tag bei der Leiche ausharrte. Sie konnte vor Schmerz nichts essen und bedeutete uns deshalb, ihr die Speisen einzuwideln. Zum Zeichen der Trauer hatte sie die Haare ganz kurz geschnitten und trug keine der sonst unvermeidlichen Kostbarkeiten. Der einzige Trost, den wir ihr geben konnten, war der, daß wir ihr sagten: „Wineincala, Wakontanka, das Mädchen ist beim großen Geiste.“ Ein schmerzliches Lächeln war ihre einzige Antwort. Wir hängten ihr dann die Muttergottesmedaille um, wofür sie mit herzlichem Händedruck dankte. Hierauf kehrte sie heim in ihr zwei Stunden entferntes Zelt. — Wir fanden, daß unsere hiesigen Indianer ein sehr mitleidiges Herz haben und sich gegenseitig unaufgefordert mittheilen, was sie hier an Speisen erhalten. Durchschnittlich sind unsere Indianer alle baumlange, starke Männer mit langen, kohlschwarzen Haaren, schneeweißen Zähnen und röthlich-bräunlicher Hautfarbe. Zuweilen malen sie sich mit bunten Farben so glänzend, daß man glaubt, in die untergehende Abendsonne zu sehen, wenn ein solches Gesicht unverhofft zur Thüre hereinkommt. Auch die Kinder sind alle größer als ihre gleich alten Kameraden in Deutschland. Es ist wirklich sehr interessant, wie gut 6—7jährige Knaben reiten können und sich trotz des gestrecktesten Galoppes meisterlich im Sattel halten. Muthig geben die kleinen Reiter ihren Ponies die Sporen, und dann sausen sie, in der Hand die Mütze, mit langen, fliegenden Haaren wie der Wind über die Prairie. Zuweilen besuchen uns alte Männer, welche neben anderen Vierzehn den Pelz eines fremdartigen Thieres am Gürtel tragen. Das Thier mag so groß sein wie ein Fuchs, sein Balg aber ist hübscher als der vom Fitis. Inwendig ist der genannte Pelz gegerbt, die Pfoten sind reich mit Perlen besetzt. In der vorigen Woche war auch ein kleiner Knabe hier, der an seiner neuen blauen Hose zu beiden Seiten des Kniees einen handgroßen Spiegel befestigt hatte. Züngst kam eine Frau zum Besuche mit ihrem Kinde auf dem Rücken. An Perlenketten trug das kleine Wesen an jedem Arme ein weißes porzellanenes Milchkrümchen als Schmuck. Es war wirklich possirlich anzusehen. Als wir dem Kinde in seine Milchtröpfchen einige Stückchen bunten Zuckers gaben, bezeugte die Mutter, welche dieselben verkostete, eine große Freude. Gewöhnlich kommen jeden Abend mehrere dieser armen, gutmüthigen Heiden in unsere Maiandacht mit Segen. Das Knien in den Bänken ist ihnen sammt und sonders noch so spanisch, daß gewöhnlich die erste Andacht zu Ende geht, bevor sie durch Zusehen und Probiren auf alle mögliche und unmögliche Weise soviel gelernt haben, daß sie wenigstens halbgerade knien können, wobei sie sich jedoch so fest halten, daß man meinen sollte, sie seien angeleimt. Dieß alles geschieht jedoch mit dem größten Ernste, ja mit einer gewissen Angestimmtheit. Einige sitzen zwischen den Bänken auf dem Boden und haben die Füße auf der Kniebank, so daß man kaum hinsehen darf, um den Ernst am heiligen Orte zu bewahren. Und doch muß der liebe Gott Wohlgefallen haben an dem guten Willen der armen Wilden. Der Indianerpolicist, ein großer Dakota Namens hallow ham bull, 'hohler Ochsenhufen', wie er uns schwarz auf weiß in einem Büchelchen zeigte, gibt Acht, daß alle Indianer knien. Versetzt sich einer dagegen, so ertheilt er ihm eine halblauter Zurechtweisung, die immer sogleich verstanden wird. Verflorenen Sonntag ertheilten die hochw. Herren einem etwa 20jährigen Indianer Namens Ignatius in unserer Kapelle

das heilige Sacrament der letzten Delung. Der Arme hat die Schwindsucht im höchsten Grade. Sein Vater brachte ihn öfters hierher, damit wir ihm Milch zu trinken und etwas zu essen gäben. Es war ganz rührend anzusehen, wie der arme schwache Wilde so geduldig Alles mit sich geschehen ließ. Da er selbst nicht mehr gehen konnte, trug ihn der hochw. P. Superior die Treppe hinauf und herunter.“

Oceanien.

Apostol. Vikariat der Sandwichinseln. Von P. Damian Dedeux, dem Apostel der Ausfägigen von Molokai, erhalten wir den folgenden Brief:

„Durch den Auszug aus einem Briefe unseres guten apostolischen Vikars, des hochwürdigsten Herrn Hermann Ködemann, welcher lezthin in den katholischen Missionen veröffentlicht wurde, ist die außergewöhnliche Lage, in der ich mich befinde, durchaus kein Geheimniß mehr. . . Es ist dieß eine natürliche und wohl vorhergesehene Folge meines langen Aufenthaltes unter den Ausfägigen. Seien Sie deshalb nicht gar zu überrascht, besonders aber betrüben Sie sich nicht bei der Nachricht, daß meine Benignität nicht allein mit dem königlichen Sterne des Kalakaua-Ordens, sondern auch mit dem allerdings etwas schwereren und in den Augen der Welt weniger ehrenvollen Kreuze des Ausfages, womit unser göttlicher Erlöser mich hat auszeichnen wollen, geschmückt sei.

Meine starke und gesunde Körperconstitution hat während der 13 Jahre meines Aufenthaltes mitten unter den zahlreichen Ausfägigen ziemlich gut Stand gehalten. Seit einiger Zeit jedoch beginnt sie langsam und in dem Maße, wie die Baeilli leprae sich der Glieder bemächtigen, hinzuschwinden. Trotzdem halte ich mich noch auf den Beinen, und mit einiger Schonung führe ich mein thätiges Leben wie früher fort; ja sogar seit der Zeit, wo die Spuren des Ausfages sich an mir zeigten, hat sich meine Arbeitslast durch die Abfahrt des P. Albert verdoppelt. Statt eines ausfägigen Dorfes und einer Kirche habe ich deren jetzt zwei zu versehen; daher doppelter Dienst (Morgens an zwei Stellen Messe, Hochamt mit Predigt und Nachmittags Christenlehre, Vesper und Segen) an allen Sonn- und Festtagen. In der Woche lassen die Pflege der zahlreichen Waisenkinder, über 40, und der Besuch der Kranken mir ebenfalls keine freie Zeit übrig.

Da in unserm eintönigen Leben ein Tag ungefähr wie der andere dahinfließt, so habe ich Ihnen durchaus kein interessantes Tagebuch mitzutheilen, und beschränke ich mich daher auf eine kleine Beschreibung unserer Frohnleichnams-Prozession, sowie auf die Nachricht, daß in einem japanesischen Heilverfahren, welches man hier einzuführen beabsichtigt, uns armen Ausfägigen ein Hoffnungsstimmer zu leuchten scheint.

Am Ostersonntage wurde beschlossen, in diesem Jahre die Frohnleichnams-Prozession in Kalawao abzuhalten. Meine beiden Sängerkörre berathschlagten in Kalaupapa, um gemeinschaftlich einige Musikstücke für das Hochamt und die Prozession, und für den Abendsegen einzuüben. Mit einer für die Eingeborenen — und das lauter Ausfägige — wirklich außergewöhnlichen Ausdauer übten sie sich jeden Tag, und zwar jeder Chor im Schulsaale seines Dorfes. An bestimmten Tagen kamen sie dann entweder in Kalawao oder in Kalaupapa zusammen, um das Ganze zu einer guten Harmonie zu bringen. Die Prozession war auf den Sonntag in der Frohnleichnams-Octav festgesetzt worden. Endlich brach der lang und heiß er-

sehte Festtag an, und die größte Anzahl der Christen aus meinen beiden Pfarreien wohnten zunächst einer Messe mit General-Communion bei, zu welcher sie sich mit vielem Eifer und einer guten Beicht vorbereitet hatten. (Von Mittwoch bis Samstag war der Beichtstuhl von Beichtkindern derartig umlagert, daß der arme Hirte, krank wie seine Schäflein, am Ende seine Kräfte vollständig erschöpft hatte.) Um 10 Uhr war Hochamt. Aus Achtung für ihre Mitbrüder, die von weit herkamen, überließen ihnen die Christen von Kalawao das Innere der Kirche, die an diesem Tage für Alle viel zu klein war, und blieben draußen, um von dort dem Hochamte beizuwohnen. Die Sänger meinten, das Harmonium würde ihren Stimmen Abbruch thun; deshalb, sodann aber auch um dem Chöre von Kalawao Platz zu machen, trugen sie es hinaus. Im Ganzen waren etwa 40 Sänger und Sängerinnen, sämtliche mit Ausnahme von dreien oder vierten aussätzig, und unter der Leitung eines aussätzigen und dazu noch blinden Directors tüchtig eingeübt. Das Ganze war der Würdigkeit des Festes angemessen.

Unmittelbar nach dem Hochamte und selbst ohne dem armen Pastor die Zeit zum Frühstück zu lassen, bildete sich die Prozession. Das Kreuz und eine große Fahne, letztere allerdings etwas schwer für einen Kranken, eröffneten den Zug; hierauf folgten der Trommelschläger und die Musikanten mit ihren Blechinstrumenten, und an diese schlossen sich zwei Congregationen mit ihrem hawaiischen Banner an. Dann kamen die christlichen Frauen und Männer, in zwei langen Reihen. Auf diese folgten die Sänger, stets unter der Leitung meines blinden Petero, den ein kräftiger Mann unter einem Sonnenschirme führte. Endlich die Chorknaben mit ihren Weihrauchfässern, Blumen u. s. w., welche unmittelbar vor dem Balbachin hergingen. Neben dem Balbachin wurden vier ländliche, mit Blumen geschmückte Laternen hergetragen. Ein schön geschmückter, tragbarer Ruhealtar erhöhte noch den Schmuck der Prozession. An der Wohnung des Oberaufsehers angelangt, wurde der Ruhealtar unter der Veranda aufgestellt, und ich setzte das Allerheiligste Sacrament darauf zur Anbetung aus. Da der Gesang ziemlich lange dauerte, konnten wir unsere von dem weiten Wege ermüdeten Füße auf dem weichen Rasen etwas ausruhen lassen, und auch zu gleicher Zeit unsere Andacht verrichten. Nach dem Segen lehrte die Prozession in derselben Ordnung und auf dem nämlichen Wege zur Kirche zurück.

Nachdem so der kirchlichen Feier Genüge geleistet, wurde für alle Christen ein Familienmahl hergerichtet. Aus dieser Beschreibung ersieht Sie, daß der Allmächtige uns außer den stehenden Dornen auch von Zeit zu Zeit eine Rose pflücken läßt.

Kommen wir jetzt zu dem, was ich vorhin einen Hoffnungs-schimmer für uns arme Kranke nannte, den der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit uns gütig zu Theil werden ließ. Seit etwa 20 Jahren haben unsere berühmtesten Aerzte alle

möglichen Behandlungen dieser schrecklichen Plage angebeihen lassen; allein alle Anstrengungen konnten das weitere Umsichgreifen nicht verhindern. Vor etwa drei Jahren nun erkrankte ein Weiser am Ausatz. Da er sehr reich war, gefiel ihm eine lebenslängliche Verbannung nach Molokai nicht, und er zog es deshalb vor, nach Japan zu reisen, wo er über zwei Jahre lang der Wasserkur unter der Leitung eines dortigen Arztes Namens Goto sich unterzog. Von dort ist er mit allen Anzeichen einer vollständigen Heilung und in der Begleitung des Sohnes jenes Arztes hierhin zurückgekehrt. Die Gesundheits-Aufsichts-Behörde hat daher Ende vorigen Jahres dieses japanesische Verfahren in einem Aussätzigen-Spital in Kakaako bei Honolulu, welches der Leitung von Franziskanerinnen anvertraut ist, unter der Aufsicht des Dr. Goto eingeführt. Damals schon hatte ich große Lust nach Honolulu zu gehen, um diesen Arzt in Betreff meiner eigenen Krankheit, welche an einem Ohre schon Verwüstungen angerichtet, zu consultiren. Allein meine Oberen hielten damals den Zeitpunkt nicht für geeignet. Im vergangenen Juli jedoch habe ich mich persönlich von dem Erfolge, welchen die Schwestern in Kakaako schon erzielt haben, überzeugen können, und auch das Verfahren genau beobachtet. Das Heilverfahren ist folgendes: Jeden Tag muß der Kranke zwei Bäder in heißem Wasser, in welchem eine Quantität japanesischer Medizin aufgelöst wird, nehmen. Nach jeder Mahlzeit verschluckt er eine kleine Pille, und eine Stunde später muß er eine Unze Thee, welche aus der Rinde eines japanesischen Baumes bereitet wird, trinken. Das ist Alles.

Der junge Dr. Goto und auch jener Weiße, von dem ich oben sprach, haben mir versichert, daß durch dieses Heilverfahren in Japan schon mancher Aussätzige vollständig geheilt wurde. Wie dem auch immerhin sei, ich muß gestehen, daß die Besserung in dem Zustande mancher Aussätzigen, deren Krankheit schon sehr entwickelt war, in dem Zeitraum von sechs Monaten eine geradezu erstaunliche ist, und ich glaube daher, nicht mit Unrecht in diesem Heilverfahren einen Hoffnungs-schimmer für uns arme verbannte Aussätzige von Molokai erblicken zu dürfen. Der König Kalakaua und sein erster Minister erwiesen mir während meines kurzen Aufenthaltes im Spital zu Kakaako (bei Honolulu) die Ehre eines Besuchs. Bei dieser Gelegenheit theilten sie mir mit, daß sie die Absicht hätten, daselbe Verfahren in unserer großen Aussätzigen-Anstalt einzuführen. Ich sehe daher mit Vergnügen dem Tage entgegen, wo wir eine Dampfmaschine bekommen, um etwa 15 Badewannen zu gleicher Zeit zu heizen. Seit einigen Wochen unterziehe ich mich der Behandlung. Zugleich habe ich daselbe Verfahren mit etwa vierzig bis fünfzig meiner Waisenkinder angefangen, und wir spüren schon etwas Besserung. Die Beschwerden erscheinen geringer, und die Kräfte kehren zurück. Vergangenen Sonntag z. B. habe ich beide Messen gelesen und bei jeder Messe gepredigt, ohne mich setzen zu müssen, und ohne besondere Müdigkeit zu verspüren."

Miscellen.

Ueber die Katholiken in Sibirien erhalten wir die folgenden statistischen Mittheilungen. Ganz Sibirien gehört zur Kirchenprovinz Mohilew, deren Erzbischof seinen Sitz in St. Petersburg hat, wo seit kurzem auch das Domkapitel residirt. Sowohl in West- als Ost-Sibirien sind die Pfarrer und Vikare aus der Zahl der deportirten Priester genommen. Die Regierung anerkennt ihre geistliche Amtsstellung, dennoch aber bleiben sie

Deportirte und dürfen somit Sibirien nicht verlassen. In West-Sibirien sind die drei Pfarreien Tomsk, Tobolsk und Omsk. Die Pfarrei Tomsk, zweimal so groß wie ganz Frankreich, zählt 7000 Katholiken; sie wird von dem Pfarrer Valerian Gromadzki und dem Vikar Michael Olechno verwaltet; ebenfalls befinden sich noch zahlreiche andere deportirte Priester. Die Pfarrei Tobolsk (1377 776 qkm) mit 4521 Katholiken

vermaltet Pfarrer Ludowitsch; auch dort sind katholische Priester internirt. Die Pfarrei oder vielmehr Station Omsk zählt 1000 Katholiken, deren Seelsorger A. Bogusch ist. — In Ost-Sibirien sind ebenfalls drei Pfarreien und eine Station. Am Stillen Ocean liegt die Pfarrei Nikolajewsk, welche das ganze Umurgebiet (450 000 qkm) umfaßt. Die Pfarrei hat keine Kirche, nur 541 Katholiken, und wird vom Pfarrer Casimir Radzischewski geleitet. Die Pfarrei Nertschinsk an der chinesischen Grenze jenseits des Baikalsees umfaßt Transbaikalien (mit 623 596 qkm) und zählt 1283 Katholiken, welche Pfarrer Andreas Jurewitsch pastorirt. Die Pfarrei Irkutsk hat ein Gebiet von mehr als 800 000 qkm und zählt 3139 Katholiken. Pfarrer Chrysothomus Schwernitz und die beiden Hülfsgeistlichen Joseph Lawowitsch und Rusga besorgen dieselbe. Zu dieser Pfarrei gehört auch die Priestercolonie von Tunka, welche wir letztes Jahr ausführlich beschrieben haben. Endlich ist noch die Pfarrei oder Station Krasnojarsk im Gouvernement Jenisseisk (2 571 428 qkm) zu nennen, wo Georgius Koschilowski 4188 Katholiken zu pastoren hat. Die Zahl der Katholiken Sibiriens würde demnach im letzten Jahre 21 672 Seelen betragen haben.

Der Teich und der große Brahmanentempel von Kanjivaram, dessen Bild wir S. 17 nach einer von Mgr. Laouenan, dem apostol. Vikar von Pondichery, überlieferten Photographie unsern Lesern vorlegen, ist eines der bedeutendsten Heiligthümer der Brahmanen. Kanjivaram oder Kanjipuram liegt zwischen Tirupatty und dem Golfe von Bengalen; es ist die alte Hauptstadt der Könige Gurumbos Pallawas. Sein Teich und Götzentempel haben nach dem Glauben der Brahmanen fast eben so viel heiligende Kraft wie die Teiche und Tempel von Venares, und nach ihren Götzenfabeln sollen daselbst drei Götter herabgestiegen sein, um an diesem bevorzugten Orte ihre Hochzeit zu feiern. Früher sollen nicht weniger als achtzig Tempel und

hundert Bonzenklöster daselbst bestanden haben. Heute steht nur mehr der eine große Brahmanentempel, der im 15. oder 16. Jahrhundert erbaut sein mag.

Das letzte Herz-Jesu-Fest in Ecuador legt ein glänzendes Zeugniß ab für den religiösen Sinn der Bevölkerung und die Frömmigkeit der gegenwärtigen Regierung dieser südamerikanischen Republik, aus welcher der Geist Garcio Moreno's noch nicht gewichen ist. Auf den Vorschlag einiger Senatoren beschloß der Senat am 19. Juni 1886 einstimmig „einen feierlichen Akt der Dankbarkeit und Anbetung des heiligsten Herzens Jesu, des Patrons der Republik Ecuador“, und ferner, daß am Festtage „zum Zeichen seiner Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung“ keine Senatsitzung sein solle. Am Vorabende des Festes war ganz Quito glänzend beleuchtet; alle Häuser, Privatwohnungen wie Staatsgebäude, theiligten sich an dieser Kundgebung. Ueberall spielten Musikbänder, und mehr als 50 000 Menschen füllten die Straßen, darunter viele Gäste aus allen Theilen der Republik. Wie sah Quito ein solches Nationalfest. Am 21. Juni wurden die Bewohner mit Artilleriefalzen geweckt. Bald waren die Kirchen gedrängt voll. Die Zahl der Communionen war beispiellos; in der Kathedrale allein nahen sich 10 000 dem Tische des Herrn; darunter 3000 Männer. Alle Häuser der Stadt waren mit Fahnen und Blumenkränzen geschmückt und die meisten hatten ein Bild oder eine Statue des heiligsten Herzens ausgestellt. Auch die Ärmsten theiligten sich an dem Schmucke. Zahlreiche Triumphbögen überspannten die Straßen. Um 1 Uhr Nachmittags wurde ein eucharistischer Congreß eröffnet, der viele Fragen, welche das religiöse und sittliche Wohl des Volkes betreffen, behandelte. Es wurden auch Schritte gethan, um den Beschluß der Nationalversammlung vom 29. Februar 1884, betreffend den Bau einer Basilika zu Ehren des Herzens Jesu als des Schutzherrn der Republik, sofort in Ausführung zu bringen.

Für Missionszwecke.

Für die bürftigsten Missionen:	Mark.
Von Rev. G. Sele in Louisville, Ky.	25.25
„ M. G. in H.	100.—
„ F. E. in Freiburg	10.—
„ F. W. in Wien	5.—
Aus Erlangen durch Stefan Wendel	100.—
„ Trübenberg in Oberbayern	20.—
Von Ungenannt als Jubiläumsgabe	4.07
Durch die Stella Matutina in Feldkirch	11.42
„ Benefizial Käßbohrer in Beringen	10.—
„ Baruk habob beschem Jehova“	33.75
Durch Pfr. Weber in Marburg	1.—
„ den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	1.62
„ in Junsbrud	64.50
Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell	129.70
Von Cooper, Wirtinger in Schladingen	16.23
„ Math. Denninger in Sonthausen	450.—
„ P. G. Käßler in San Jose	35.—
Für die Missionen in China, Tongting u. Annam:	
Von P. A. u. M. R.	4.10
Durch die Stella Matutina in Feldkirch	144.—
Von einem Maschinenmeister in Freiburg	20.—
„ Caspar J. D. in Naumburg	4.—
Aus Südtirol	167.96
Für die orientalischen Missionen:	
Aus Neuburg durch M. S. Jubiläums-Almosen	30.—
Von Franz Berg in Konstanz	6.—
Von Ungenannt in München „Jubil.-Gabe“	15.—
„ P. Anselm Wimmer O. S. B. in Schäftarn	5.—
Durch Herder & Co. in München	30.09
„ Pfr. Kist in Buchenbach	69.70
„ die „Freie Stimme“ in Radolfzell	69.70
Für die nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von h. M. Pfaffen:	
Durch Pfr. Bogt in Gombingen	17.—
„ Mische in Meimel	24.—
„ Benef. Käßbohrer in Beringen	30.—
„ Baruk habob beschem Jehova“	88.94
Von P. G. Käßler in San Jose	10.—
„ Papalino“	3.—
Von Math. Denninger in Sonthausen	50.—
Für die nothleidenden Priester in Sibirien:	
Durch Benef. Käßbohrer in Beringen	10.—

Für die Missionen in Afrika:	Mark.
Durch Pfr. Bogt in Gombingen	10.—
Von Peter Bödde in Fort Madison, Ia.	410.—
„ R. M. B. D.	9.—
Durch d. „Erländ. Ztg.“ in Braunsberg	409.02
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“	4.04
„ in Junsbrud	163.26
Für die Jesuiten-Mission am Sam besi (Südafrika):	
Durch die Stella Matutina in Feldkirch	4.—
Jubiläums-Gabe von H. in M.	50.—
Ungenannt in München	162.50
Aus Südtirol	14.—
„ in Junsbrud	30.—
Für die Mission in Marienfeld, Texas (Nordamerika):	
Von Ungenannt als Jubiläums-Gabe	4.08
„ Th. E. in Meine „Zum Troste der armen Seelen“	5.—
„ Ferd. Banjgab, Dombach in Brunn	8.16
Für die Nordischen Missionen:	
Durch den „Rheinischer Anzeiger“ in Rheinbach	4.20
Jubiläums-Almosen	50.—
Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
Von P. G. Käßler in San Jose	5.—
Für den Franziskus-Xaverius-Verein:	
Aus Eupen	50.—
„ Papalino“	7.50
Aus Trier	4.—
Für den Bonifatius-Verein:	
Durch Pfr. Kist in Buchenbach	23.95
„ Aus Eupen	50.—
„ Papalino“	4.50
Für Kostauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Pfr. Weber in Marburg	21.—
Aus Kofel D/S.	21.20
Von Frau Eb.-Reg.-Rath Franz in Miegeln	21.—
Aus Freising: In honorem S. Simonis	38.—
Für Kostauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Ungenannt in T. a. b. S.	200.—
Durch Herder & Co. in München	5.—

Pro Papa:	Mark.
Von J. a. J.	5.08
„ Pfr. Engert in Borthal	10.50
Durch Pfr. Kist in Buchenbach	31.52
„ Papalino“	6.—
Aus Eupen	50.—
Für verschiedene Zweige:	
Durch die „Erländ. Zeitung“ in Braunsberg	104.—
„ den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“	22.26
„ in Junsbrud	24.45
„ In honorem SS. Oordis Jesu“	2.—
Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell	40.—
„ P. G. Käßler in San Jose	40.—

Zusammenstellung

der in Nr. 1 bis 12 der „Katholischen Missionen“, Jahrgang 1886, verzeichneten Beiträge.	
Eingegangen laut Nr. 1	M. 2384.92
„ „ „ 2	5125.95
„ „ „ 3	7849.34
„ „ „ 4	5376.75
„ „ „ 5	5619.11
„ „ „ 6	2108.92
„ „ „ 7	3782.17
„ „ „ 8	2068.54
„ „ „ 9	5743.10
„ „ „ 10	4009.51
„ „ „ 11	7789.70
„ „ „ 12	8395.86

Summa: M. 60,251.87

worüber Quittungen im gleichen Betrage vorliegen.

Freiburg (Baden), 5. December 1886.

F. J. Sutter,

Heilshaber der Herder'schen Verlagshandlung.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Heilshaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 7. December 1886.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.